



Traum und Sage.

Traum und Sage.

Von

Franz Trautmann.

München, 1862.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
(August Rohsold.)

Es ging im hellsten Mittagsstrahl
Ein Spielmann entlang im Felsenthal.
D'rin sumsten die Mücken durch die Luft,
Ein Vogelschrei aus Rüster und Kluft,
Sonst aber war es still und leer,
Kein Mensch kam seines Weg's daher
Zu Roß, zu Wagen, oder am Stab;
So war's da, wie ein offenes Grab,
Darin ein einsam Käferlein schritt' —
Und doch mißfiel's dem Spielmann nit.
Denn lieber, als die Welt voll Streit,
War ihm der Segen der Einsamkeit,
Zu ungestörter Wanderlust,
Der Sagen Wonne in seiner Brust!

IV

Und über die Saiten, so im Schreiten,
Ließ willenlos die Hand er gleiten.
Da hob sich's an allen Enden empor,
Und kamen Ritter und Fräulein hervor
Und Sänger und Pilger und sonst noch Viel',
Die kamen All' auf sein Zauberspiel,
Aus nahem und aus fernem Lande,
Von Bergen, aus Thälern, vom Meeresstrande,
Die Einen klar mit Licht umgossen,
Die Anderen wie von Nebeln umflossen;
Und sie drängten sich Alle traulich hin:
„Nicht wahr, wir sind nach deinem Sinn?
Wir folgen dir bis zu der Oede Saum —
Dann ist er zu Ende, dein goldener Traum!"

Und es nickte der Spielmann, zog fort und fort
Und sann fürbaß von Ort zu Ort.
Doch Der und Die aus dem lustigen Chor,
Sie flüstern ihm Kunde in's lauschende Ohr

V

Von Lust und Leid der alten Zeit,
Von Kampf und Wallfahrt und Liederstreit,
Von schelmischem Zauber mächtiger Feen,
Von Trennung, von Sehnsucht und Wiedersehen!

So flüsterten sie, die Ritter und Damen,
Bis der Spielmann und sie, bis sie fürder kamen,
Wo die Welt sich wieder aufthat weit,
Mit ihrem Getriebe voll Zorn und Neid,
Mit ihres Muthes schwankem Spiel,
Bei viel Gerede von hohem Ziel,
Mit ihrer Gottestreue Schaum —
Ja sie zogen bis zu der Oede Saum,
Wo sie scheiden wollten mit Herzeweh,
Wo sie flüstern wollten: Ade, ade!

Und der Spielmann, beim Flüstern versah' er das Ziel,
Und die Andren versah'n 's bei des Spielmanns Spiel —
Fort zog er sonder Zagen und Scheu',
Und die Andren folgten ihm willenlos treu!

VI

So zog er über der Oede Saum
Der Spielmann mit seinem bunten Traum —
D'rum ist er in der heutigen Welt
So wohl mit alter Kunde bestellt!

Inhalt.

Von drei Lilien.

O Treue, du schönes Wort!

Viele Wolken entschwinden, viele hundert Quellen verrieseln, die Schwalben ziehen im Herbst von dannen und viele Tausende kommen nicht wieder — viel tausend Worte der Treue flossen in der Zeit der Trennung — und verklangen und verhallten für ewig.

O wie schön ist's, wenn das nicht!

Am Rhein, da war ein Fräulein, das liebte einen Ritter von ganzem Herzen, und als er sich einst aufmachte, in's heilige Land zu ziehen, und sie selbzweit zum Letztenmal im Burggarten des Vaters dahinschritten, bat sie den Ritter ganz inniglich um Treue.

Die versprach er ihr auf das Heiligste und er bat sie um das Gleiche.

Als nun der Ritter fortgezogen war, das Fräulein aber in leiser Schwermuth zurückblieb, kam eine Fee zu ihr und sagte:

„Nimm du diese drei Lilien, und so gewiß sie nicht verwelken, so gewiß ist er Deiner stets eingedenk; wenn sie aber welken, so hast du sicheren Bericht seiner Untreue, und er wird dir nichts läugnen können."

Da nahm das Fräulein die zauberhaften drei Lilien, versenkte sie in eine goldene Schale, und die Lilien welkten nie im Geringsten, sondern standen immer in der schönsten Blüthe.

Da kam eine spätere Zeit, und der Ritter kehrte heim vom heiligen Lande.

Da war das Fräulein unsäglich froh, erzählte ihm Alles von der Fee, zeigte ihm die drei Lilien in der goldenen Schale und sagte: „Ja, du warst mir treu. Ach hätte dir die Fee nur auch drei Blumen gegeben, daß du ersehen hätt'st, wie auch ich Deiner dachte am Tag — und zu Nacht in all meinen Träumen!"

Und es sagte der Ritter: „Seele mein, ich will dir's heilig glauben."

Da sagte eine andere Stimme: „Aber du sollst es wissen und erfahren."

Und da sie umsah'n, stand die Fee bei ihnen. Die nahm dem Fräulein die drei Lilien

aus der Hand, bot sie dem Ritter dar und sprach: „Wie sie sind, so war deine Treue; wie sie nun werden, so viel mehr dachte sie an dich!“

Und als der Ritter die drei Lilien nahm, wurden sie unsäglich schön, viel schöner, als je Lilien in dieser Welt gewesen, ein wonniger Duft entquoll ihnen, gleich als ob es Blumen aus dem Paradiese wären, und ein wunderbares, reines Licht umgab sie.

Da sah der Ritter voll Freude, wie heilig treu sein Lieb an ihn gedacht habe, konnte sich nicht satt sehen an den Lilien und sagte: „Ich will sie für immer bewahren!“

Darauf sagte die Fee: „Das sollst du nicht, es wollen noch Andre Gewißheit.“

Und als der Ritter aufschaute, waren ihm die drei Lilien aus der Hand verschwunden, und die Fee war auch verschwunden. Aber nicht die Seligkeit im Herzen Seiner und seines Lieb's. Denn seine Treue war erprobt — und die des Fräuleins um noch viel schöner!

Wie das Veilchen ward.

Als der Blumenkönig Florealis einstmals wieder auszog, die Gefilde zu schmücken, hörte er von einer gewissen Landschaft, in welcher sehr viele schöne Jungfrauen lebten.

Weil ihm nun solche Jungfrauen jeder Zeit ein äußerst angenehmer Anblick waren, entsandte er zur Stelle einen Botschafter und ließ feierlich verkünden: „Es möchten sich von den vielen Schönen zwölf der Allerschönsten am Rande eines gewissen Haines einfinden, und wenn dann er, der Florealis, daherkäme, wolle er sich in Huld ihres Anblickes freuen; sie hingegen sollten bezeugschaften, was er ihnen zu Lob und Preis thue."

Als diese frohe Botschaft erging und in der ganzen Landschaft bekannt wurde, erhob sich begreiflich kein kleiner Streit. Denn welche

Schöne möchte nicht zu den Allerschönsten zählen, abgesehen vom gerechten Stolz der Mütter, den vielgesprächigen Vettern, auch manchen Bäschen mit ihren klugweisen Näschen, vor Allen aber den jungen Männern, die von einer oder der anderen Jungfrau entzückt waren. Kurzab, es ging da äußerst rührig zu, entstand zwischen Den und Jenen viel Streit, wo nicht gar Feindschaft, und nahm die ganze Sache kein Ende, bis schier die gesetzte Frist verstrichen war.

Da kam man gleichwohl zur Entscheidung, und es eilten die Auserkorenen an den Saum des Haines.

Als nun der Blumenkönig Florealis in Mitte seiner Getreuen, die Alle, gleich ihm, auf das Frischeste und Anmuthigste geziert waren, einhergezogen und zu den zwölf Jungfrauen kam, begrüßten sie ihn in ehrfurchtvoller Weise. Er hinwieder nickte ihnen auch ungemein freundlich, dabei sehr achtungsvoll, zu, fragte um ihre Namen, um woher und wer der Vater, wie das die Könige alle thun, auch fragte er die Eine und Andere, ob sie

etwa schon Braut sei — und wenn sie etwa, leicht erröthend, nein sagte, prophezeite er ihr die beste Zukunft. Im Ganzen, er erwies sich so freundselig, herablassend und in aller Art so theilnahmsvoll, daß sie sammt und sonders von ihm bezaubert waren — zuletzt aber sagte er:

„Noch einmal wiederhol' ich es. Ich habe schon viele Schöne gesehen, aber nie so Viele zu gleicher Zeit. So will ich denn mein Wort mit Vergnügen wahr machen und zwar so, daß ich zwölf Blumen schaffe, jede schön, doch ganz verschieden von der anderen — gerade, wie Ihr selbst!"

Hierauf wandte er sich zur Ersten und von ihr, der Reihe nach, zu den übrigen Eilf, schilderte das Wesen einer Jeden so sicher und schalkhaft, daß da gar kein Geheimniß blieb, und Manche in keinen kleinen Schrecken gerieth — dann pflückte er jedesmal eine Blume, die auf seinen Wink entsproß, bot sie der treffenden Jungfrau mit huldigen Worten und zuletzt versprach er Allen insgemein: „Diese Blumen seien nicht für sich und nur ein einzigesmal da, sondern sie sollten fürderhin dort

und da und überall in den Gärten blühen und duften, und zwar zu ihrer, der zwölf Jungfrauen, Ehre."

So ließ er die Hyazinthen, die Nelken, die Aurikeln, die Levkojen und Kamelien und noch mehre andre entkeimen, bis die gesetzte Zahl erfüllt war. Dafür empfing er freudigsten Dank — und dann wollte er von hinnen ziehen.

Da hielt er wieder ein, denn ihm war, als habe er ein leises Knistern vernommen.

Und als er sich wandte und seinen Blick durch das Gebüsch am Waldsaum warf, sah er noch eine dreizehnte Jungfrau, die da ohne Zweifel gelauscht hatte und sich nun möglichst leise entfernen wollte. Auch schien sie ihm äußerst anmuthig, viel anmuthiger, als alle die anderen Zwölf. Diese Anmuth, dieß Belauschen und daß er sie entdeckt habe, all das machte auf den Florealis einen so vortrefflichen Eindruck, daß er rasch zum Gebüsch hintrat, die Zweige auseinander breitete, der Flüchtenden ein Halt ein! zurief, und zwar mit einem Klang der Stimme, der auch nicht

den leisesten Groll verrieth, vielmehr die froheste Geneigtheit.

Aber seinem Mahnruf wurde nicht Folge geleistet, und das reizte den Florealis noch viel mehr. Also war er rasch beim Entschluß, und obgleich er ein König war, glaubte er sich nichts zu vergeben, wenn er der Jungfrau selbst nacheile. Er mußte sich doch Gehorsam verschaffen. So über ein paar Augenblicke kehrte er mit seiner Beute zurück und führte die Jungfrau an seiner Hand zu Allen heraus.

Da stand sie nun in allertiefster Beklommenheit, der König Florealis aber sagte zu ihr und dazu drohte er sanft mit dem Finger:

„Du Lose, du, wie kannst du wagen, uns zu belauschen? Weißt du wohl, daß ich dir nicht wenig zürne, und welche große Gefahr dir daraus erwachsen kann?“

D'rauf sah ihm die Maid rasch zu Augen, senkte, mild lächelnd, die Stirne wieder und sagte, schier flüsternd:

„Nein, nein. Ich habe dir zu Augen geschaut und traue dir nichts Böses zu, ob ich auch leise Schuld auf dem Herzen trüge. Aber

ich trage auch die leiseste Schuld nicht. Ich wollte nur Zeugin deiner Wunder sein, sehen, wie du die Schönsten dieser Landschaft ehrst und mich ihres Glücks aus ganzer Seele freuen."

Und erwiederte der König Florealis: „Ich hab' auch dir zu Augen geschaut; da hab' ich nur Treue und Wahrheit erkannt und zweifle an deinen Worten nicht. Warst du etwa gar nicht bei der Wahl?"

D'rauf flüsterte die Jungfrau: „Ich? Ach nein, ich bin ja nicht schön."

„Doch, doch!" sagte der Florealis. „Du mußt nicht zweifeln, wenn ich es dir betheure, und was du verschuldet hast mit Bescheidenheit, das muß ich sogleich gut machen. Zu den zwölf Blumen, die ich schuf, will ich noch eine dreizehnte erstehen lassen — sprich, anmuthige Jungfrau, von welcher Farbe soll sie sein, deine Blume?"

Da wurde die Maid von hoher Rührung ergriffen, daß sie, die an nichts gedacht, des Blumenkönigs Gunst einernten sollte, und sagte, indem sie ihre tiefblauen Augen flehend zu ihm richtete: „Laß Diesen ihren Ruhm — mich aber

lass' fort zu meinem lieb Mütterlein in die stille Einsamkeit. Da ist mir's von je am Liebsten, und je minder die Welt von mir weiß, um so viel wohler ist mir's in meinem Herzen — also steh' ab von deinem Entschluß!"

Der Blumenkönig aber verneinte und dehnte seine Hand zum Segen über sie aus.

Da kniete sie vor ihn hin, neigte die Stirne und sah schweigsam und in Demuth vor sich nieder.

Und als sie darniederschaute auf den üppig grünen Rasen und als sie schaute und schaute — da sah sie, wie's ihr entgegenkeime, sprosse und wachse — dort kam eine Blume hervor und hier wieder und dann da, und dann mehre zugleich, dicht einander zur Seite — alle von wunderbar blau schönster Farbe. Und eh kurze Zeit verstrich, kniete sie in Mitte einer ganzen Schaar von Blumen. Das waren lauter lauter Veilchen, in jedem war ein schimmerndes Thautröpfchen, und süßester Duft entquoll dem Schooß der zarten Blätter.

Da war sie ganz entzückt und flüsterte: „O wie lieb und hold sind diese Blümlein!"

Und die zwölf Jungfrau'n um sie, sie knieten auch sämmtlich nieder und sagten: „O wie hold sind sie und wie lieb!"

Der Blumenkönig aber sagte zur Jungfrau in Mitte ihrer Veilchen:

„Wie die Farbe deiner Augen, so wurde die Farbe deiner Blume; wie bescheiden du bist, gerne einsam, so soll sie blühen in stiller Waldeshut — und wer immer sie da seh' und finde, er hab' seine stille Freude daran! Und daß du siehst, wie ich Demuth ehre und deine Anmuth anerkenne, also pflück' ich mir selbst eines all der holden, lieben Veilchen. Ja das küß' ich zu deinem Preis und Ruhm und trag es von hinnen mit mir — als meines Zaubers schönstes Werk!"

Freiheit in Fesseln.

Es war einmal ein edler Troubadour. Der pries der Jungfrauen und Frauen Schönheit überaus artig, froh und schalkhaft, und es waren alle seine Lieder hell und klar, wie der schönste, wolkenlose Maienhimmel. Deshalb ging sein Name weitaus, er aber sagte stets: „Ich will sie preisen und besingen, mich selbst wird Schönheit nie bezwingen! Was sind sie mir Anderes, als Blümlein an einer Quelle, rasch gesehen und rasch vergessen — o Freiheit, o Freiheit, du bist das Süßeste von Allem!"

Also zog er durch Thäler und Fluren und von Schloß zu Schloß und besiegte alle anderen Troubadoure, und zog er eines Ortes wieder fort, hielt er gar manches Mal ein, so nah', daß man seine Worte gar wohl ver=

nehmen konnte, griff zur Laute, sang noch ein schalkhaftes und übermüthiges Lied, und wo das zu Ende ging, hieß es immer so:

Nein, nein,
Ihr goldene Saiten mein,
Wär' ich nimmer frei,
Zög' ich zum Wald hinein!
Ja meine Laute,
O du traute,
Zum wilden Felsgestein
Zög' ich, in den Wald hinein!
Wie könntest du froh noch klingen,
Wie sollt' ich freudig noch singen,
Wär' ich nimmer, nimmer frei?!
O meine Laute,
Du süße, traute,
Ich schlüg' dich entzwei, entzwei!

Da kam er einst an eines Fürsten Hof und zu einem herrlichen Liederfeste.

Und mittlerweil sich da alle anderen Sänger am Anblick der Schönen labten, von Siegesverlangen entbrannten und ihre trefflichsten Lieder sangen, lenkte der Troubadour schier nicht einmal den Blick umher. Dann sang auch er drei Lieder, und für die ward ihm der

Sieg zuerkannt. Darauf trat er zu Der hin, welche den Dank zu ertheilen hatte, vor der kniete er nach alter Sitte nieder und blickte gar hellmuthig empor — denn ob sie auch für die Schönste von Allen galt, er fürchtete da keine Gefahr.

Aber diesmal war es anders.

Denn er konnte seinen Blick nicht mehr abwenden, was er niemals gefürchtet und geahnt hatte, das empfand er plötzlich in seiner Brust, all seine Kühnheit war wie versunken und verschwunden, und anstatt um den Dank zu bitten, ward der Troubadour ganz sprachlos.

So sah er ihr immer zu Augen, bis sie ihn endlich fragte: „Was ist Euch, mein theurer Troubadour?"

Da konnte er sich nimmer erwehren, vergaß Alles um sich her und sagte mit bebender Lippe:

„Ich hab' viel von Schönheit und Liebe gesungen und habe nie erkannt, was es um Beide sei! Nun aber hab' ich's auf das Tiefste erfahren. Wohlan so hört, was ich nimmer zu

gestehen dachte — ich kann nimmer leben, ohne Euch mein zu nennen!"

Da entstand ein großes Geflüster.

Die Jungfrau aber legte ihm den Kranz auf die Scheitel und erwiederte mit holdem Spott:

„Wie? So weit kam es mit Euch, mein theurer, armer Troubadour? Hoch ehrt mich Euer Geständniß — aber denkt — ich bin nicht mehr frei!"

Dann hielt sie eine Weile ein und sagte:

„Und wäre ich aber noch frei und dürfte ich Eure Sehnsucht erfüllen, so sagte ich dennoch nein, obschon ich Euch von Herzen gewogen bin! Sagt selbst, mein edler Troubadour, soll um Meinerwillen Euer Liedermund verstummen? Wißt Ihr nicht mehr, was Ihr scheidend so oft gesungen habt?

Nein, nein,
Ihr goldene Saiten mein,
Wär' ich nimmer frei,
Zög' ich zum Wald hinein!
Ja meine Laute,
O du traute,
Zum wilden Felsgestein.
Zög' ich, in den Wald hinein!

Wie könntest du froh noch klingen,
Wie sollt' ich freudig noch singen,
Wär' ich nimmer, nimmer frei?
O meine Laute,
Du süße, traute,
Ich schlüg' dich entzwei, entzwei!

Also seid fein getrost und denkt mir ja weiter an keinen Gram, mein Troubadour! Bin ja doch auch nur ein Blümlein an der Quelle — rasch gesehen und rasch vergessen. Also laßt mich sonder Klage zurück und zieht von dannen muthig, wie sonst — im Stolz und in der Wonne Eurer Freiheit!"

Da sagte der Troubadour:

„So grausam rächt sich das Schicksal an meinem Hochmuth, daß Ihr mich in die Freiheit bannt, die mir nun für Euch verhaßt geworden?! Sie ist ja doch gebunden und ist für immer gefesselt — mit meinem Lied ist's zu Ende, ich zerschelle meine Laute!"

D'rauf nahm er den Kranz von seinen Scheiteln und erhob sich, entbot ihr und Allen stummen Gruß und zog von hinnen, gleich wie in einem düstren Traum.

Und er zog Tag um Tag, kam in weite Einöden und tief hinein in manchen Wald und zu manchem Felsgestein.

Doch so oft er seine Laute ergriff und sie schwang, um sie zu zerschellen — stets hauchte die Luft durch die Saiten, daß es wunderbar summte und tönte, gleich als seufzten und flehten sie: Nur noch ein einziges Lied!

Da hielt er dann ein und sang noch Eines — so erging es gar oft, und wann immer er da gesungen hatte, vermochte er nie, sein Wort zu lösen. Denn ihn bedünkte, es sei sein Lied doch noch schön, obgleich es nicht mehr wonnig licht war, wie ein wolkenloser Maienhimmel, sondern wie ein mild düstres Gewölke, d'raus der freudige Strahl der Sonne brechen möchte.

Und ob er sich täusche oder nicht, den Zweifel konnten ihm nur die Menschen draußen lösen, die früher seinen Gesang vernommen hatten.

Also faßte er zu einer Zeit Muth, verließ die Wälder und die Einsamkeit, schlug den Pfad ein in die blühende Landschaft, zog, wie

vordem, durch die Thäler und die Fluren und zog von Schloß zu Schloß, sprach: „Kennt Ihr mich noch?“ — und sang und erwartete jedesmal, daß man sage: „Laß ab, du Troubadour, all dein Sang und Klang ist nichts mehr werth, deines Liedes froher Zauber ist dahin!“

Aber das sagte Niemand zu ihm. Vielmehr freuten sich Alle seiner Wiederkehr, waren wie heilig entzückt von seinen neuen Weisen und priesen ihn noch höher, als sie ihn voreinst gepriesen hatten.

Das konnte er schier nicht fassen.

Aber es war dennoch so.

Denn der Ruf ungetrübter Freude ist wohl schön — doch nur Wenigen wird sie zu Theil.

Verlust und Sehnsucht aber kennen gar Viele — und wer da holde Kunde giebt, dem danken unzählige Herzen!

Von fünf Ritterfräulein.

Es waren einst fünf Rittertöchter und die lebten bei ihren Vätern auf fünf Schlößern rings um einen schönen, großen See. Von Zeit zu Zeit aber bestiegen Ihrer viere, Jede für sich, den Kahn und fuhren fort und entlang, bis sie am Schloß der Fünften zusammentrafen.

Und so hielten sie es wechselweise.

Wann sie nun so alle Fünfe beisammen ruhten unter duftigen Lindenbäumen, waren sie ihres Lebens und guten Einvernehmens ganz froh, dachten, es könnte nie so kommen, daß sie sich für stets trennen müßten, und wann von dort oder da Kunde erging, es sei eines Ritters Tochter in Minnebanden, oder zum Altare getreten, so lächelten und schäckerten sie darüber.

In Kurzem, sie versahen sich keiner solchen Bande und einst gaben sie sich sämmtlich und ganz feierlich das Wort, frei zu bleiben. Sollte aber die Eine von ihnen ihr Wort doch nicht zu halten vermögen, so hab' sie es so lange als möglich zu verschweigen, damit der Schmerz der Trennung nicht vor der Zeit beginne; und auch ihr selbst möcht' es zu Gute kommen, denn an Vorwürfen und Spott sollte es auch nicht fehlen.

Und sie hielten ihr gegebenes Wort fürwahr recht lange.

Dann ward es aber ganz anders, als die Ritterfräulein gedacht hatten. Und da sie einst wieder und mehr zusammentrafen, lenkte bald Die, bald Jene die Rede ganz sonderlich und meinte: Dieß und Das füg' sich doch ganz verschieden vom Entschluß der Menschen und ihrer Herzen. Dann kamen sie auf ihr früheres Versprechen zu reden, und zuletzt ward ersichtlich, daß nicht nur Eine, sondern Ihrer viere in großer Herzensgefahr befindlich seien.

Weil da die Fünfte weder lauten Spott, noch Vorwurf ergehen ließ, und die Viere sich

gegenseitig verschonten, so dachten sie, das frühere Wort sei getilgt und aufgehoben, und bezeichneten die Grafen und Ritter, denen sie geneigt seien, setzten aber zum Troste bei:

So groß sei die Gefahr noch keineswegs; denn die Grafen und die Ritter hätten noch nicht geworben; auch wiße der Vater noch nichts; ja vielleicht sagten sie doch selber nein, wenn es zum Entscheid käme — und so noch Andres und mehr, was zur Täuschung Ihrer selbst und der Freundinnen nützlich sein sollte.

Mittlerweile nun Ihrer viere von sich so sprachen, hörte die Jüngste, die Fünfte, immer schweigsam zu, nur lächelte sie manchmal sehr schalkhaft, als sage sie: „Ich kann's nicht begreifen."

Von den Anderen aber sagte Manche zu ihr:

„Was lächelst du, Schalk? Wart' nur, dir kann's eben so ergehen, und dann trifft dich unser Aller Spott, und mit Recht; denn wir sind unsrer Schwäche geständig worden, du aber willst in Hochmuth verharren!"

Da war einst noch mehr Zeit entschwunden, und die fünf Jungfrau'n hatten sich lange

nicht gesehen, denn sie waren mit den Vätern da und dorthin gezogen.

Und als sie sich nun wieder trafen, diesmal im Burggärtlein der fünft' Jüngsten und Schalkhaften, da war es mit dem Geschick jener Viere noch wie vordem, und es war nichts geschlichtet und beschieden.

Doch hegten sie Hoffnung für die Nähe ihres Glückes und ergingen sich in sehnsüchtigem Träumen.

Und da sagte die Erste derselben von ihrem Ritter:

„O wenn ich ihn doch schon Mein nennte! Wißt Ihr wohl, was mir das Schönste wäre? Ich ginge mit ihm hinaus im Morgengold, wann die Vöglein zwitschern, singen und jauchzen, wann der Thau blitzt und die Blumen verjüngt aufduften. O das sollte schön sein und dem ganzen Tag zur heilig frohen Weihe werden!"

Dann sagte die Zweite derselben:

„Wär' er schon Mein, den ich liebe, mir gefiele das wohl, was du vom Morgen gesprochen hast; doch etwas Anderes noch viel

mehr. Zu Mittags, wann die Sonne glüht und sprüht, da ging ich flüsternd und kosend mit ihm durch die schattigen Laubgänge seines Burggartens und durch die schützenden Gebüsche hinaus in die Waldeskühle, wo weitaus Ruhe ist und heilige Stille, kaum daß die Blätter lispeln und die Quellen flüsternd dahin rieseln!"

D'rauf sagte das dritte Fräulein:

„Was Ihr Beide träumt, ist schön, und wohl möcht' ich es. Wär' er aber Mein, dem ich ergeben bin, mir wäre der Abend das Schönste. Da schritte ich hinaus mit meinem Gesponsen, wann der Himmel aufglüht in Purpur und in Gold, da wandelten wir entlang über die duftigen, grünen Matten, dran in der Weite die Berge blauen — und aus den Dörfern näher her das Geläute der Abendglocken — o da wär' es schön in der heiligen Abendfeier!"

Und nach der dritten sprach die vierte Jungfrau:

„Das Alles, was Ihr sagtet, ist schön, und das Alles möcht' ich wohl auch. Doch wär' er Mein, dem ich mein Herz zugewandt habe,

etwas Anderes bedünkte mich noch viel schöner. Ich ginge hinaus mit ihm in die milde Nacht, wann die Millionen Sterne flickern und leuchten, wann der Mond auftaucht über dem See, wann Alles weitaus schlummert und sich in Träumen wiegt — ich aber schritte dahin in seliger Wahrheit mit ihm, vorüber an lichtglimmenden Gebüschen, an blumigen Geländen der Halden und am leise flüsternden, rothen Schilf der Seebucht, wo die Wasserrose zieht und nickt!"

Und als sie das Alles gesprochen, eine Weile recht feierlich geschwiegen und ihre Gedanken in die Zukunft versenkt hatten, sah die Vierte wieder auf, wandte sich zur Fünften und Jüngsten und sagte holdzürnend zu ihr:

„Wie, was seh' ich? Du wagst es, über unsere süßen Träume zu spotten? Weh dir, wenn einst auch du bekennen mußt — und die Zeit wird ganz sicher eintreffen! Und wenn sie nun käme, die dein Hochmuth immer verläugnet, was möchtest denn du? Bleibt dir doch nichts mehr zu wünschen übrig!"

Da sagte die Jüngste, die Fünfte, die

Schalkhafte, die stets geschwiegen hatte — und mittlerweil sie noch nicht sprach, war all ihr Wesen schon in froher Erregtheit:

„So grausam und spöttisch seid Ihr vor der Zeit? Blieb' mir nicht der Wunsch nach all Dem zugleich, was Ihr gelobt und gepriesen habt?! Also möcht' ich mit ihm, den mein Herz erkor, dahingeh'n im Morgengold, und ich möchte mit ihm wandeln in der Abendfeier und in Waldeskühle bei sengendem Mittag und im seligen Frieden der Sternennacht." Dann hielt sie eine Weile ein und setzte darauf feierlich hinzu: „Aber das möchte ich nicht allein, all das vermag ich auch in kürzester Frist — denn eh' ein Mond entschwindet, ist er Mein, den ich liebe — und ich bin Sein! Nun gießt aus das volle Maaß eures Spottes, wenn Ihr's wagt — mein Herz erlag nur, wie die Eueren — doch im Schweigen," flüsterte sie, „hab' ich Euch besiegt!"

Da erhoben sich die Viere ganz bewegt und riefen:

„Du böse, du arglistige Maid!"

Und sie rißen Blumen ab, ganze Sträuße, und züchtigten sie, daß sie die Flucht ergriff.

Und dann warfen sie Alle die Sträuße hinweg, fielen ihr um den Hals und küßten sie rastlos in Freude, denn sie wünschten ihr alles Glück der Welt.

Aber zugleich quollen Thränen aus ihren Augen, und in den Jubel mischte sich Schmerz, denn nun erst erkannten sie Alle, wie schwer es sei — zu scheiden!

Liebesrache.

Es war einmal eine Fee, die liebte einen jugendherrlichen Ritter.

Aber er nahm ihr Herz nicht an, denn er liebte eines Grafen Töchterlein, und das war ihm zum Ehgesponse versprochen, wenn er sich im heiligen Land als christlicher Held erprobt hätte. Dahin machte er sich auf, und die einzige Hoffnung der Fee war diese, daß er wohl nie wiederkehre. Also gönnte sie ihm den Tod, nur daß ihn die Andre nicht gewinne. Ei wie böse — und sie war doch eine gute Fee.

Aber die Liebe, die versagte Liebe!

Weil ihr nun so viel an seinem Schicksal gelegen war, und ohnedieß eine Fee, wie Jeder weiß, Alles leicht inne wird, erfuhr sie auch alle Thaten des Ritters und alle seine großen Gefahren; aber auch, daß er jeder Zeit mit

Heil davonkomme, gleich als ob ihm besonderer Schutz des Himmels zu Theil werde.

Ueber Frist eines Jahres aber erfuhr sie gar, daß er auf dem Heimweg, zuletzt, daß er schon ganz in der Nähe sei und gerade auf das Schloß des Grafen zureite.

Was dann weiter folge, das wußte sie nur zu gut.

Ueber all das war sie ganz verzweifelt, und da sie wußte, des Grafen Töchterlein komme um die Abendzeit schon immer vom Schloß in das Thal herab, lasse sich an einem blumigen Wegrain und Gebüsch nieder und schaue voll Sehnsucht zum Pfad am Waldhügel ob ihr Herzliebster etwa nahe, und sinne dann, wenn er stets noch nicht komme, und sinne, bis sie zuletzt einschlummere — so beschloß sie Rache an der Jungfrau, weil ihr der Wunsch nach des Ritters Untergang fehlgeschlagen war.

D'rauf nahm sie eine goldene Schale, in die drückte sie den Saft gewißer, zauberischer Kräuter und Beeren und bereitete daraus ein arges Gemisch. Und dies Gemisch war so arg, daß, wenn es ganz und gar auf die Scheitel

eines Menschen gegossen wurde, welcher im Schlummer lag, derselbe Mensch nimmer und nimmermehr erwachte.

Und das wollte sie an der verhaßten Jungfrau vollführen.

Als nun der Abend hinter den Bäumen zu verglühen anhob, und die Fee ganz vorsichtig am Wegrain und dem Gebüsch anlangte, daran Jene ihren Ritter erwartete, fand sie die Jungfrau in Schlummer versunken, sah sie zum erstenmale recht in der Nähe und ward über ihre ausnehmende Schönheit so erzürnt, daß sie ohne Zögern ihre goldene Schale erhob und sie erbarmungslos auf das Haupt der Schlummernden ausgießen wollte.

Aber mit einemmal hielt sie doch wieder ein.

Denn so viel sie der Schönheit grollte, vor der arglosen Unschuld auf dem Antlitz der Maid nahm ihr Groll ab, und je länger sie darnieder schaute, um so weniger kam sie zu ihrem bösen Werk.

Zuletzt beschloß sie gar, ihr Zaubergemisch wegzugießen und die wonnige Zukunft zweier Menschen ungetrübt zu lassen.

Aber auch damit hielt sie wieder ein und flüsterte:

„Wie, ich soll mich gar nicht rächen? Hat sie mir nicht alles mein Glück und so lange Zeit meine Ruhe geraubt? Zwar weiß sie nichts davon, aber gleich viel — thu' ich ihr am Leben nichts zu Leid, soll sie doch im Traum ruhelos werden! Verzweiflung soll über sie kommen, bis sie sich jammernd aufrafft. Dann will ich ihr spottend in's Auge blicken, sagen: Das hat die verschmähte Fee gethan, und das magst du deinem Ritter verkünden — und dann geh' ich siegreich von dannen!"

Und rasch erhob sie ihre goldene Schale.

Doch goß sie dieselbe nicht gänzlich aus, sondern ließ nur ein Tröpfchen auf die Scheitel der Jungfrau fallen.

Kaum dies geschehen war, kam ein arger Traum über des Grafen Töchterlein, und ihr träumte:

Sie sei krank und schwach ganz über alle Massen, so daß ihr kein Arzt mehr helfen könne, sondern nur der Anblick einer Zauberblume, die auf einem einsamen Waldhügel

wachse; aber den Waldhügel kennten nur Zwei in der ganzen Welt, und die Blume selbst gar nur ein Einziger — und wer der Eine sei, das wisse Niemand zu sagen.

Also sah sie im Traum, wie Viele um sie die Hände rangen und hörte sie rufen und klagen: „O wie Schad' ist's um ihr junges Leben, nur fort, nur fort und holt ihr den Pater Makarius" — und als sie sagte: „Weshalb denn?" riefen ihr alle Aerzte zu: „Weil du sterben mußt, sterben! Denn an dir ist unsre berühmte Kunst zu Ende, dir hilft kein Tränklein mehr und keine Tinktur und kein Baden und keine Aderlässe!"

Nein, war das ein schrecklicher Traum, und meinte die Fee, es müsse die Jungfrau vor Jammer erwachen und sich aus dem Schlummer aufraffen.

Aber sie täuschte sich.

Denn ob auch Niemand einen Ausweg sah und Alle Verderben riefen, des Grafen Töchterlein dachte in ihrem Traume doch so: „Kennt Einer den Waldhügel und kennt er auch die Wunderblume, wer Anderer kann's sein,

als mein Ritter — ich lass' nicht ab vom Glauben und Hoffen!"

Und also, wie sie dachte, so war's auch. Denn sie sah im Traume urplötzlich, wie die Thüre ihrer Krankenzelle sich aufthat, und ihr Ritter eilig hereintrat, und er hielt die Wunderblume in erhobener Hand, und sie hörte ihn im Traume ausrufen: „Du hast an mich geglaubt und auf mich gehofft, dein Glauben und Hoffen ist wahr geworden — o Herzliebste mein, schau' auf und sei mit einemmal genesen!"

D'rauf war sie all ihrer Leiden frei und ledig, und ihr war, als erstünde sie von ihrem Lager, und sehe die Einen voll Verwunderung und höre die Aerzte rufen: „Und wenn das wahr ist, wir können's doch nicht glauben!"

Sie aber rief: „Es ist doch so," und sank ihrem Ritter an die Brust und flüsterte: „Ich hab's ja gewußt" — und über das Alles erwachte sie nicht — sondern lag im Traum an ihres theuren Mannes Herzen und träumte Glückseligkeit, statt daß sie verzweifelt auffuhr.

Da flüsterte die Fee hold unmuthig: „Ei

seht doch, das Eine hat nichts gefruchtet; so will ich's mit einem Zweiten versuchen!"

Und sie goß zwei Tröpfchen auf die Scheitel der schlummernden Jungfrau.

Da träumte der Tochter des Grafen:

Ihres Vaters Burg sei verbrannt, er selbst im Kampf gefallen und todt, sie aber sei flüchtig und verarmt und hab' nichts am ganzen Leib, denn ein dünnes, kurzes Röcklein. Und dann war ihr im Traum, als müsse sie in den Wald hinaus, um Wurzeln und Beeren zu suchen, damit sie nicht Hunger sterbe. Und wo sie hintrat und etwas sah, da war dann mit einemmal wieder Nichts; und da schwankte sie fort und fort und klomm hinauf auf einen hohen Berg, auf dem sah sie ganze Streifen Erdbeeren.

Aber wo nur immer sie hintrat, da wichen die rothen Streifen und verschwanden die Erdbeeren.

Und als sie hinaufkam auf des Berges Spitze, war nichts zu sehen auf dem Boden, als dürres Gras und Geröll und Felsengestein, und nirgends war ein Quell und nur ein

Tröpfchen Wasser, ihre brennende Lippe zu netzen. Da sank sie voll Mattigkeit nieder — am Verschmachten war sie allernächst.

Aber das war wieder ein böser, arger Traum, schier noch zweimal ärger, als der von vorher — und die Fee meinte ganz gewiß, nun müsse des Grafen Töchterlein erwachen und sich verzweifelt emporraffen.

Aber ihr Hoffen war vergebens.

Denn die Jungfrau dachte im Traum: „Ich will und will nicht verderben — ist ja er noch in der Welt!" Und schaute im Traume rings in die Ferne.

Und wie sie da hinaus schaute, da sah sie von Weit her Etwas kommen.

Das kam immer näher an den Berg, und das war ihr Ritter mit seinen Freunden. Denen sprengte er um Vieles voran und sprengte den steilen Berg herauf über alle Felsen und alle Abgründe hinweg, und die Anderen thaten's ihm gleich. Und so kamen sie Alle heran, der Ritter aber schwang sich aus dem Bügel, trat hin und rief ihr zu: „Du sollst nicht arm und verlassen sein!" Und er umthat sie mit

den schönsten Gewändern und führte sie an einen Felsen, d'rauf sah sie die köstlichsten Speisen; dann that der Ritter einen Schlag mit dem Schwert, da brach aus dem Felsen ein silberheller Born, und an dem labte sie sich im Traume — und dann hob sie der Ritter auf sein Roß und schwang sich hinauf zu ihr und sprengte mit ihr fort, den Berg hinab und hinunter über Felsen und die Abgründe, und die Anderen hinter ihm desgleichen — sie aber lag an der Brust des Liebsten, sah herzinnig zu ihm und flüsterte: „Ich hab's ja gehofft und gewußt" — und so glückselig war sie in dem Traum, daß sie keineswegs erwachte und sich nicht aus dem Schlummer aufraffte.

Da war die Fee zum zweitenmal getäuscht und flüsterte recht unmuthig:

„Wie, auch diesmal nicht?! So will ich's zum drittenmal versuchen!"

Und sie ließ drei Tröpfchen auf die Scheitel der Jungfrau fallen.

Da träumte der Tochter des Grafen:

Sie sei von viel hundert Feinden geängstigt und verfolgt, da würde sie ereilt und er-

griffen und fortgeschleppt und in einen Kerker geworfen. Und da käme Einer herein, ein langer, dürrer Ritter, mit langer Nase und einem abscheulich großen, rothen Schwungbart, ja und die Haare auf seinem Haupte waren auch brennroth und ganz struppig, und ihr bedünkte, wenn alle Häßlichen der ganzen Welt beisammen wären, so wäre er sicher der Allerhäßlichst' und Wildeste — und Der neigte sich immer zu ihr herab, so kam's ihr im Traume vor, und rief ihr rastlos zu: „Hörst du, was ich sag'? Du mußt mich heirathen, heirathen mußt du mich — und wenn du das nicht thust, bleibst du ewig in dem Kerker herin!"

Nein, das war wieder ein erschrecklicher Traum, gewiß schier noch dreimal ärger, als die zwei von vorher.

Aber so viel Verderben und Pein auch der Jungfrau drohte, ihre Seele hoffte dennoch auf Hülfe, und die kam ihr im Traum auch wirklich zu.

Denn als der rothhaarige, langhagere Gesell mit seinem wilden Zausbart eben wieder rief: „Du mußt, du mußt mich heirathen" — da sah

sie, wie die Thüre des Kerkers aufflog, wie ihr herzliebster Ritter mit hoch erhobenem Schwerte hereineilte, dem rothhaarigen Gesellen zudonnerte: „Was willst du —?" ihn mit einem Streich zu Boden schlug, sie aber befreite und mit ihr hinauseilte unter Gottes lichtblauen Himmel. Und als sie da aller Sorgen ledig und ganz frei war, da glaubte sie an des Herzliebsten Brust zu sinken und zu flüstern: „Ich hab's gewußt, daß du mich nicht verließest, sondern kämst, um mich zu retten!"

Und da war sie im Traum so glückselig am Herzen ihres Ritters, daß sie wieder nicht erwachte — und das Spiel der Fee war zum dritten Mal mißlungen.

Da flüsterte die Fee, aber diesmal schon recht arg erzürnt: „Wie? Soll meine ganze Macht zu Schanden gehen? Nun denn, ich weiß noch Eines — das frommt aber ganz gewiß!"

Und sie ließ ganze vier Tröpfchen auf die Scheitel der Grafentochter fallen.

Und da träumte ihr, der Jungfrau:

Sie sei am Augenlicht ganz schwach, an

allen ihren Gliedern ganz matt, an allen Sinnen ganz wirr und ganz schwank, und sie stütze sich auf einen großen Dornstock, mit dem sie mühselig hinholp're.

Dann meinte sie, an einen Steg zu kommen, über den sie um jeden Preis gehen müsse, und sie war da voll Angst und Sorgen; denn der Steg war schwank und schmal, und unter ihm floß ein tiefes Wasser. Da trat sie voll Zagen hin und kam nicht weiter, als bis zur Hälfte, denn es überfiel sie ein arger Schwindel. D'rum hielt sie sich zitternd am Geländer und da sie in den Bach hinunter schaute — erkannte sie, weshalb sie so zittermatt und schwach sei.

Denn sie sah ihr Bild im klaren Wasser, und sah, daß sie ein eisgraues Mütterlein geworden sei, die ganze Stirne voll Falten und Fältlein, das Antlitz auch desgleichen, und ihr Haupt sah sie vor Alterthum nicken und nicken.

Nein, das war aber schon ein ganz arger Traum, wohl viermal schrecklicher, als alle drei von vorher und als alle andren bösen Träume

in der ganzen Welt — und er wurde erst noch viel ärger!

Denn der Jungfrau bedäuchte alsbald: Sie höre unweit klirrende Schritte, und da sie nickend hinschaue, säh' sie ihren Ritter des Weges kommen; Der wollte geraden Wegs über den Steg und kam heran und rief ihr zu:

„Weg da, nur weg, du altes Mütterlein! Hörst du nicht? Weg da, ich muß zu meiner süß Liebsten!"

Und als sie im Traum lallte: „Ich bin's ja, kennst du mich denn gar nimmer —?" da hörte sie ihn voll Spott ausrufen:

„Wie, du ur-uraltes Weiblein mit eisgrauem Haupt und deinen tausend Falten und Fältlein? Fahr' wohl, das kann ich nicht glauben. Nur hinweg — mein süß Lieb, das ist ganz anders!"

Dann drängte sie ihr Ritter bei Seite, so daß sie schier in den klaren Bach hinabstürzte und sich mit Noth am Geländer erhielt, schritt flüchtig über den Steg und eilte seines Pfades fort und verschwand.

Ueber sie aber kam Jammer und Seelen-

qual und unsägliche Verzweiflung, so daß sie in ihrem Traume aufrief:

„Weh mir, verloren, verloren, ich bin — ein altes Mütterlein worden!!"

Und als sie die letzten Worte rief, so rief sie dieselben schon nicht mehr im Traum, sondern mittlerweil sie sich aus ihrem Schlummer aufraffte — — — — — — — und als sie aufschaute, sah sie Jene vor sich stehen, der ihr grausames Werk nun dennoch gelungen war!

Und Die blickte sie siegreich an und sagte mit erkennbarer Schadenfreude:

„Bist du nun recht verzweifelt? Fürwahr das ist meine Lust! Ha weißt du, wenn du vor dir hast? Ich bin eine mächtige Fee, und du hast mir den Ritter geraubt, den ich über Alles liebte! Wie konntest du Solches wagen, da du selbst nichts bist, als ein sterbliches Wesen und eines armseligen Grafen Tochter! Ha, du Frevlerin, du, nun hab' ich mich an dir gerächt, und nimmer sollst du ihn Dein nennen — ja — ob er auch schon ganz nahe bei uns ist! Verzaubert hab' ich dich, ja verzaubert!! Ein altes Mütterlein bist du ge-

worden! Ha ha, wie du zitterst und bebst, und wie dein Köpflein vor Schwäche nickt und wackelt! Und die tausend Fältlein auf Stirne und Antlitz! Ha du Kühne, du ganz Verwegene, neunzig Jahre bist du alt geworden! Längst hab' ich dir's zugedacht und mein Zauber ist mir wohl gelungen! Hörst du den Klang der Hörner herüber dort vom Waldpfad und das Klirren der Waffen und das laute Jauchzen? Da kömmt er daher, dein Ritter — aber er wird dich nimmer erkennen!!"

Und als die Fee das Alles sagte, ward des Grafen Töchterlein stets mehr verzweifelt und lallte:

„Neunzig Jahre, ganze neunzig Jahre?! Ich kann's nicht glauben, bis er mir's selber sagt, als wie im Traum, im unseligen Traum!"

Und sie eilte auf den Ritter zu, und er rief ihr von Weitem entgegen:

„Glück auf, dort bist du! Sei gegrüßt und geküßt, du mein süßes, herztheures Lieb!"

Und er kam heran und schwang sich vom

Roß und umfing des Grafen Tochter und drückte sie an sein Herz.

Und als sie voll Wonne fragte: „Also kennst du mich doch noch, und ich bin jung und glaubst nicht, daß ich neunzig Jahre zähl' —?" da rief er: „O wie kannst du so sprechen!"

Ach da war sie aber schon ganz unsäglich glückselig, sank ihm auf's Neue an's Herz und flüsterte:

„Dem Himmel sei Dank — weil nur das nicht wahr ist — o die arge Fee, die grausame!"

Dazu deutete sie zum Wegrain hin und zum Gebüsch.

Und als der Ritter und die Anderen hinschauten, sahen sie Alle die Fee drübenstehen, wie sie siegreich lächelte und mit dem Finger drohte.

Dann erhob sie die Rechte, als ob sie einen Zauber beföhle, und dann nahm sie flüchtig Blätter vom Gebüsch und pflückte dort und da Blumen vom Rain, roth, weiß, gelbe und blaue, und d'raus wob sie zauberschnell einen Kranz — und den warf sie in die Luft und her-

über, als wolle sie Alle necken. Darüber zürnte der Ritter, der sie gar wohl erkannte und eilte mit all den Seinen auf sie zu.

Da war sie mit einemmal verschwunden.

Und als der Ritter und seine Freunde zürnend einhielten, sich wandten und wieder auf des Grafen Töchterlein zuschritten, da ward ihr Zürnen mit einemmal zum freudigsten Verwundern!

Denn erst war die Jungfrau ganz schlicht gekleidet — nun aber war sie angethan mit Sammt und seidenen Gewändern; die waren besäet mit Gold und vielen hundert Perlen; und um die Stirne der Jungfrau wand sich derselbe Kranz, den die Fee in die Lüfte und herübergeworfen hatte, aber es waren nicht mehr Blumen und Blätter, wie vordem — sondern die blauen waren geworden zu Saphiren, und die rothen waren Rubine, und die gelben, die waren Topase, und die grünen Blätter waren nichts, als Smaragde — und durch den ganzen Kranz schlang sich ein hellgüldenes Band, und auf dem stand mit blitzenden Demanten geschrieben:

Dein Traum war arg und schaurig,
Doch erwachend nahte dein Glück;
Mein Traum war schön, ich erwachte,
Und Gram blieb mir zurück.

So will ich denn nimmer träumen,
Dein Glück sei wahr und ächt,
Ich hab', weil du gar so schön bist —
Mich nur — ein wenig gerächt!

Die trauernde Jungfrau.

Ich weiß nicht wann, und weiß nimmer, in welchem Lande, aber es war einmal eine Jungfrau, und der starb ihre treueste Freundin — im schönsten Lenz des Daseins, im blüthenreichsten Maien der Welt, da sich Alles des Lebens freut.

Da schritt dieselbe Jungfrau oftmals kummerbleich auf den düstersten Pfaden ihres Gartens einher; denn ob auch die Sonne draußen in Pracht und Herrlichkeit darniedersank, ob die Bäume im Abendstrahl sprühten, und ob die Blumen balsamischen Duft in die Lüfte goßen, sie empfand dennoch keine Freude; ihr ganzer Sinn war umnachtet.

Da trat ihr aus dem Gebüsch eine Gestalt entgegen. Die sah irdisch und zugleich überirdisch, und die engeljungfräuliche Gestalt sagte: „Du armes Kind dieser Welt! Nun bist du sonder Freundin, und alle Freude hat dich verlassen. Nimm mich zur Freundin an, da Jene nicht mehr lebt, dann will ich zu dir kommen

und mit dir klagen auf den einsamsten Wegen. Denn wisse, ich bin die Fee der Trauer und des Schmerzes."

Da sagte die Jungfrau: „O sei mir willkommen!" Und schritt an ihrer Seite dahin, sprach von ihrer Freundin, und wenn ihr die Thränen niederflossen, war's, als flößen sie der Fee auch darnieder, und wenn Jene tief aufseufzte, so seufzte die Fee desgleichen und sagte: „Ja, du bist unglücklich, wer vermöchte, dich zu trösten!"

So war es diesmal und also war es öfter.

Um Vieles später sagte aber die Fee: „Laß uns nicht so düst're Pfade wandeln und von minder Traurigem sprechen." Und als sie um Dies und um Jenes fragte, da berichtete die Jungfrau wehmüthig, wie ihre Freundin und sie auch in dem lichtdurchbrochenen Laubgang gewandelt seien. Da hätten sie von gar Manchem und von der Zukunft gesprochen, in der sie, unweit von einander, einem trauten Gemahle folgten — und nun sei das Alles für nichts. Doch ihre Freundin sei dafür im Himmel — was sei dagegen alles Glück dieser Welt,

und ob sie jetzt auch allein sei, ihre Freundin säh' doch wohl manchesmal auf sie darnieder; das sei ihr Trost und habe ihren Schmerz gelindert.

So sprach die Jungfrau in Rührung. Dann hielt sie mit einemmal ein und fügte bei: „Aber ist es dir denn genehm, daß mein Kummer sich vermindert? Bist du doch die Fee der Trauer und des Schmerzes!"

D'rauf entgegnete Jene: „Hab kein Bangen. Sprichst du nicht mehr von Schmerz und Kummer, so sprech' ich so viel minder davon. Denn wisse, ich täuschte dich. Ich bin nicht die Fee der Trauer und des Schmerzes, sondern bin die Fee der süßen, halblächelnden Wehmuth."

Da sagte die Jungfrau: „So scheide du nie gänzlich von mir!"

Und es sagte Jene hinwider: „Doch werd' ich nun seltener kommen."

Und von da an kam das wundersame Wesen minder oft, aber gänzlich blieb es nie hinweg; nicht im Sommer und nicht im Herbst — und im Winter, wann die Jungfrau einsam im

Gemach lehnte und sinnend die Spindel führte, trat die Fee auch manchmal herein, kos'te freundlich mit ihr und verschwand, ungesehen, wie ungesehen sie gekommen war.

Und so ging es fürder und fürder, bis es wieder einmal Lenz ward, und dann kam der Sommer heran. Recht herztraulich sprachen sie manchmal, und der Jungfrau Wangen rötheten sich wieder.

Da war einst ein wunderschöner Morgen.

An dem kamen sie früh zusammen, und es sagte die Fee zur Jungfrau: „O wie wonnig ist es heute, nicht wahr? Komm', laß uns einmal hinaus in's Freie in Morgengold und Duft, dorthin zu jenen Matten und Gebüschen—" und sagte weiters, als ihr die Jungfrau folgte: „Daher seid Ihr oft gekommen und hattet manches lose Spiel. Denk' nur, ich hab' Euch selbst belauscht, siehst du von dort, von jenem Hügel! Ja so war's, weißt du noch, wie du strittest? Du schelmisches Kind — ei erzähl' mir doch von andren Malen!"

Da erzählte die Jungfrau von da und dort, wie sie spielten, tändelten und stritten, wie sie sich wieder versöhnten und sich zuletzt einander

verlachten — und mittlerweil sie von dem und noch andrem Bericht gab, umfloß ihr schönes Antlitz Heiterkeit, und ihre Augen strahlten in neuem Glanze.

Dann hielt sie mit einemmal ein und sagte:

„Aber was ist es mit mir geworden? Zürnst du mir nicht, daß ich schier fröhlich bin? Du bist ja die Fee der Wehmuth!"

D'rauf sagte die wunderbare Gestalt: „Bist du froh, so bin ich es auch. Denn wisse, ich hab' dich zum zweitenmal getäuscht. Ich bin nicht die Fee der Trauer und des Schmerzes und bin auch nicht die Fee der Wehmuth."

„Und wer bist du denn?" flehte die Jungfrau. „Unsäglich milde Heiterkeit fließt auf dein Antlitz, sich vergeistigen seh' ich dein Wesen — eh' du dich auflösest in Licht, laß mich wissen, wer du warst und bist — bist du die Fee des Lebensmuthes und der Freude?"

Und in froh heiligem Schauer kniete sie nieder und sah, wie anbetend, zu Jener auf, die herzliebreich auf sie darniederschaute, ihr glanzumströmtes Haupt verneinend wiegte und dann mit himmlischem Klang der Stimme sagte:

„Nein, auch Die bin ich nicht! Die Gestaltlose bin ich, die dennoch wirkt in Millionen Gestalten — das Werkzeug der Vorsehung bin ich, das weinend verletzen muß und dafür so gerne Balsam in die Wunden träufelt. So hab' ich auch dich gekränkt wider Willen, denn ich raubte dir deine Freundin — aber ich habe dich wieder getröstet und dich dir selber wieder gegeben. Leb' wohl und glücklich hienieden, bis ich nach vielen Jahren dir wieder nahe und auch dir die schöne Seele von der Lippe küße. Kennst du mich nun? Ich bin der Odemzug der Ewigkeit — — der Genius der Zeit."

Und als sie das Wort gesprochen hatte, war sie in Licht aufgelöst und nimmer zu sehen.

Denn wenn die Zeit sich kundgiebt, so ist sie schon wieder entschwunden.

Aechte Liebe.

Es ist schon fürlange, und in welschen Landen war es.

Da ist eine herrliche Gegend, d'rin liegt ein spiegelklarer See, aus dem See taucht eine Insel auf, und auf der Insel ist ein Hügel; der Hügel aber war von den schönsten Pflanzen umwuchert, und die prächtigsten Blumen gab es da in Fülle.

Durch die führten drei silberhelle Pfade empor, und zu höchst oben waren vier mächtige Bäume mit einem Ruhesitz. Diesen umwoben Rosen, Feuernelken, Jasmin und blauer Hollunder, alle diese und viele andere Blumen dufteten und blühten zu gleicher Zeit, und neben ihnen und zwischen ihnen waren viele Büsche und Sträuche mit den schönsten roth, gelb und tiefblauen Beeren. Zu Haupten des

Ruhesitzes aber, im dunklen Gelaub der vier Bäume, da schwebten viel hunderte Citronen und Apfelsinen, und im Gezweige hin und wieder flatterten die anmuthigsten Vöglein, die sangen und zwitscherten mit silberhellen Stimmen.

Da war es gut weilen und träumen an diesem Ort, oder hinausschauen entlang den Spiegeln des Sees, an dessen Gestade in Mitte üppigster Gefilde auf mächtigen Felsen sich ein Schloß erhob — und über die Felsen und das Schloß weg sah man wieder weiter zu fernen Wäldern und Auen, bis zuletzt in die duftig blauen Berge mit ihren röthlichten Hängen und Matten.

Wie nun das Alles so war, gehörte die Landschaft und der See, die Insel und das Schloß einer edelfürstlichen Jungfrau, und die schritt mehr und oft auf einem der drei Pfade hinan, ließ sich auf dem Ruhesitz nieder und sann lange nach — welchem von drei Fürsten sie ihre Hand gewähren sollte.

Je mehr und öfter sie da sann und erwog, um so viel minder wich das Bild des Einen aus ihrer Seele; doch erkannte sie auch

der zwei Anderen Verdienst — und sie kam zu keinem Entschluß.

So währte das länger und stets länger, und die drei Fürsten verloren schier alle Hoffnung auf Entscheid, bis sie mit einemmal auf dieselbe Insel und zur Jungfrau entboten wurden; und als Diese, von schneeweißem Gewande umwallt, auf dem Ruhesitz lehnte und hinausschaute, sah sie in kurzer Frist drei Kähne über den See gleiten, in jedem der Kähne stand ein Bewerber, Jedweder im Kriegsschmuck, und von eines Jeden Helm wehte ein schöner Reiherbusch von verschiedener Farbe, roth, grün, oder weiß.

So kamen die Fürsten von drei Seiten daher und an das Ufer der Insel, schritten die drei Pfade hinan, traten unweit vor die zauberhaft holde Prinzessin und beugten sich vor ihr.

Sie aber entbot ihnen huldvollen Gruß und sprach dann:

„Ihr edle Fürsten! Wollte ich länger zögern, möchte ich Euch kränken, wenn Ihr mich nicht gar zu großen Hochmuthes anklagte. So will ich denn sprechen und meinen Entscheid

geben, je nachdem Ihr auf Das antwortet, um was ich Euch frage. Doch muß ich noch Eines beifügen; und es wird mir fürwahr nicht leicht! Nehmt an: Ich sei Einem unter Euch ergeben, und doch legte mir andere Pflicht unwillkommene Fesseln an; und wieder anders — ich wäre einem Andern, als Einem von Euch, nah oder ferne ergeben, den ich aber nie erringen könnte — und da müßte ich mich erst noch trösten." D'rauf hielt sie eine Weile ein und setzte dann hinzu: „Nicht wahr, ich war Euch längst unergründlich, und nun habt Ihr ein neues Räthsel! Wie dem nun sei, was ich sagte, oder auch nicht sei — gebt mir Bescheid auf diese meine Frage: Was wollte Jeder von Euch für mich vollführen, oder wie lange wollte er mir noch Zeit vergönnen?"

D'rauf schwieg sie und sah mit schier sengenden Blicken zum ersten fürstlichen Werber, und es war, als ob ihr lächelnder Rosenmund flüstern möchte: „Könnt Ihr zweifeln, daß ich Euch liebe?!"

Da trat der erste Fürst bis nächst vor sie hin — eine goldene Rüstung hatte er an und

ein purpurner Reigerbusch prangte auf seinem Helm — und sprach mit allem Muth:

„Ich bedarf keines weiteren Zeichens Eurer Huld, denn Euer Auge hat Euch verrathen! Also denn! Ich bin bereit, von hinnen zu ziehen auf zweier Jahre Frist. Da will ich durch alle Lande ziehn, Eure Farbe, das reinste Weiß, auf meinem Helm und am Panzer. Da komm' ich zu Städten und Burgen, zu Rittertanz und Turnei und will aller Orte Eurer Schönheit Preis und Ruhm verkünden. Da möge mir Keiner widersprechen, denn ich fodere und bezwinge ihn spottend im Zweikampf, reiße ihm das Zeichen seiner Schönen vom Helm und bring' es Euch am Ende meiner Fahrten!"

So sprach der Erste und stützte sich auf sein Schwert.

D'rauf winkte die Fürstin dem zweiten Fürsten.

Der trug eine silberne Rüstung und ein grüner Reiherbusch prangte auf seinem Helm.

Demselben Zweiten sah die Prinzessin rasch zu Augen und dann senkte sie die Wimper.

Aber ihm, den sie angeblickt hatte, war

es, als habe sie in die Tiefe seiner Seele das Geheimniß der Liebe gelegt.

Und er trat um drei Schritte näher und sprach in Ehrerbietung:

„Dürft' ich zu meinem Glück ausdeuten, was ich Eurem Blick entnahm, wie sollt' ich nicht Alles für Euch wagen? Denn je sicherer meine Seligkeit, so viel leichter trüg ich die Zeit der langen Prüfung! Also ich will fort und von hinnen dreier Jahre Frist, Euren Preis will ich verkünden, für Euch kämpfen will ich und siegen, und nicht der Besiegten Zeichen will ich Euch bringen, vielmehr den edelsten Widerpart selbst. Den führ' ich gefesselt vor Euch, daß er Euch selbst die Farbe seiner Schönen zu Füßen lege!

Wäre aber ein Anderer in der Welt, dem Ihr nach des Vaters Willen folgen sollt, so sagt und nennt mir ihn. Dann zieh' ich zu ihm und fod're ihn auf, Euch alles Zwanges ledig zu lassen, und will er sein Recht nicht verlieren, das Euch das Leben verbittert, so fälle ich ihn im Zweikampf und lege sein Schwert hier vor Euch nieder!"



So sprach der zweite Fürst und drohend schlug er auf seine Wehre.

D'rauf winkte die Prinzessin dem dritten Fürsten, dessen Rüstung von Stahl war, und ein weißer Reiherbusch war auf seinem Helm.

Und denselben Dritten blickte sie gar nicht an und wandte sich zur Hälfte ab, als sei ihr ein Wort von ihm gleichgültig, ja zuwider.

Er aber trat um keinen Schritt näher und sprach, sich gleichfalls stolz abwendend:

„Ihr haltet mich keines Blickes werth? Das könnt' ich wahrlich schlimm deuten, wenn ich nicht selbst Liebe zu Euch im Herzen trüge, unergründlich tiefe Liebe — und wende mich dennoch stolz von Euch ab. Also hört, was ich nach Eurer Worte Räthselsinn für Euch thue!

Wer seine Auserkorene höher berühmt, als ich Euch, den bestrafe ich, wie diese Beiden hier versprochen haben; ja das will ich — und fürder, seid Ihr von unheilvoller Pflicht gefesselt, will ich Euch befreien aus Eueren Banden!

Wär's aber ganz anders, Fürstin, und liebtet Ihr Keinen von uns, sondern einen ganz Anderen, in Nähe oder Ferne, und Ihr könntet

ihn nicht gewinnen — so zieh ich von dannen und will kämpfen und ringen, bis er Euch zu Eigen wird! Und wäre er am Ende der Welt, ich will ihn finden — und läge er verborgen und in Ketten, ich will ihn befreien und in Eure Arme führen. Also füg' es der Himmel. Denn an Muth und Willen soll es nicht gebrechen; und wär's dennoch anders beschieden und ging ich im Kampf zu Grunde, Euer Name wär' mein letzter Hauch, das schwör' ich Euch bei meinem geweihten Schwert!" Das riß er aus der Scheide. — „Und ob Jahre und Jahre verflößen, bis ich die That vollbrächte, oder meinen Untergang erreichte, ob ich stürbe, oder Euch nahte, umschlingend den glücklichsten Mann dieser Welt — all das will ich ertragen und erdulden, und nimmer will ich ermüden. Er verdient ja das Opfer Meiner selbst, weil Ihr ihn liebt; Euer Glück ist mir die süßeste Pflicht!"

Dann hielt er ein Weniges ein und sagte:

„Ist's aber nicht so, und keinem Andern seid Ihr ergeben in Nähe oder in Ferne, sondern mir — so zögert nicht und sprecht es freudig aus! Denn darf ich Euch nicht Mein nennen,

nun so will ich's all mein Leben mit Mannesmuth ertragen. Doch soll ich glücklich sein, so hab' ich keine Geduld, Euch fürhin länger zu entsagen — und wehe Dem, der mir entgegenträte!"

Und mit kühnem Blick sah er zur Fürstin, und das funkelnde Schwert zuckte in seiner Rechten.

Da sah er, wie der Prinzessin Wangen erglommen, wie sie mählig ihr himmlisch holdes Antlitz zu ihm wandte, und ihre Blicke heilig freudig auf ihm ruhen ließ.

Und sie sagte:

„O edler Fürst, Ihr habt meines Herzens Geheimniß errathen! Weil Ihr so edel wär't, für einen Andren zu kämpfen, und zu sterben, wenn nur ich glücklich würde — also bin ich von Euch geehrt und geliebt, wie ich geliebt sein will. Also wißt denn, daß ich Euch liebe, wie einer Frauen Herz mehr nimmer vermöchte, und wie Ihr für mich entsagend in den Tod ginget — will auch ich für Euch leben und sterben!"

List in Ehren.

Es war einmal ein Ritter, der hatte nie Rast und Weile; d'rum litt es ihn nie lange daheim, sondern trieb ihn dort und dahin, zu Turnier und zu Bankett, und am Anblick schöner Jungfrau'n und Frauen konnt' er sich nicht satt genießen.

Da fand er einstmals eine edle Maid, über die er alles Andre vergaß. Um die warb er sonder Zögern, führte sie bald als Gesponse auf seine Burg, und nun gefiel's ihm daheim gar wohl.

Mit der Zeit aber kam die frühere Hast.

Da zog er manchesmal wieder von hinnen, ob ihn auch Pflicht und Dienst nicht riefen; und da ward ihm nie der leiseste Vorwurf, sondern schied er, sprach sein Lieb freundselig: „Leb wohl, du theurer Mann!" und kehrte er

wieder zurück: „Willkommen tausendfach, o Herz mein!“

Daraus erwuchs ihm ganz guter Muth, stets öfter zog er fort und stets blieb er längere Frist von der Burg — und da wurde ihm wieder kein Vorwurf. Ja einmal hieß es gar: „Ei wie bald bist du zurückgekehrt!

Das befremdete ihn, und er dachte: „Ist's doch schier, als könne sie mich leicht missen; das mag wohl tieferen Grund haben!“

Da blieb er ganz lange Zeit auf der Burg, bis ihn einst sein Gesponse schelmisch fragte:

„Wann wirst du wohl wieder fortziehen? Mich dünkt, du solltest dich zerstreuen“ — und ein andresmal hieß es gar: „Aber du sollst fort, und ich will es.“

Und je mehr sein Lieb mahnte und ihn drängte, um so viel weniger wich er von daheim.

Da sann und sann er über Alles und lugte aller Orte und aller Stunden zu Tag und zu Nacht, ob er denn nichts und gar nichts entdeckte, weshalb er da stets von der Burg sollte — denn ihn quälte die Eifersucht.

Da konnt' er nicht das Mindeste entdecken, so lange er auch sann und forschte. Also floß Zeit um Zeit dahin, und obschon er öfters dachte: „Es hat sich zwar nichts gezeigt, aber ein Grund war dennoch vorhanden!" so beschloß er gleichwohl zu schweigen.

Bis dereinst an einem schönen Abend.

Da lehnten sie selb Zweit im Burggarten und sahen frohen Blickes auf ihre Kinder, die auf dem grünen Rasen mit Blumen spielten.

Da brach der Ritter sein Schweigen und sprach:

„Meine Traute! Mir ist selig an deiner Seite, und doch quält mich seit vielen Jahren ein Zweifel. O sprich, und was immer es sei, es ist dir schon längst verziehen. Denn fremde Versuchung ist keine Sünde Unserer selbst, und Schuld trägst du keine im Herzen."

Da neigte sie ihr Haupt und flüsterte:

„Wie großmüthig bist du doch — was willst du, daß ich dir bekenne?"

Und er sagte:

„Bekenn' mir! Weshalb drängtest du dazumal so fast, daß ich von der Burg und in

die Weite zöge? Nicht wahr, da war dir fremde List genaht — mein Trotz aber hat dich von bösen Schritten bewahrt?"

Da richtete sie das Haupt empor, nahm den Ritter an beiden Händen, sah ihn an in der Seligkeit allerinnerster Liebe und sagte:

„O du theurer Mann! Du sprichst von Gefahr für mich, wo es nur der für dich selber galt? O glaub', es war Alles nur fromme List! Hätt' ich dich streng zu mir gebannt, wärst du wohl öfter und öfter von dannen gezogen, und wer weiß, ob du mir treu geblieben wärst. Ich aber drängte dich zur Freiheit — da wurde sie dir zur Last — und bist erst gänzlich mein Eigen geworden!"

Maiglöcklein.

In deutschen Landen war's und im schönsten Lenz.

Da zog ein recht schelmisch blickender Minnesänger dahin auf blumenumranktem Pfad, und wie er fürder und fürder zog, sah er eine Burg vor sich liegen, die im milden Roth von schattig blauem Felsgestein emporragte; die Zinnen und die Fenster glühten und schimmerten; den ganzen Burggarten herab und entlang standen alle Bäume und Gebüsche in reichster Blüthe — es war ein schöner Anblick.

Doch ein anderer war noch viel schöner, so daß der Minnesänger mit seinem Wandern einhielt und voll freudigen Staunens hinblickte. Denn zur Seite eines jungen Ritters kam lustwandelnd eine unsäglich anmuthige Maid vom lichten Haine zurück; von schneeweißem

Gewande war sie sanft umwallt, in der Rechten trug sie einen Strauß zarter Maiglöcklein, auf die sah sie, langsam einherschreitend, mit zauberhafter Freundlichkeit, und dem Ritter gefielen sie sichtlich auch gar wohl. Dann ließen sich Beide auf einem moosigen Felsgestein nieder, die Maid nahm die Maiglöcklein alle in ihren Schooß, und im Kosen über dieselben währte es noch eine Weile, bis der Ritter des Minnesängers ansichtig ward, der unverwandt herüberschaute. Die Maid aber sah ihn nun auch mit raschem Blick und flüsterte, schelmisch lächelnd, ein paar Worte.

D'rauf nickte ihr der Ritter zu, stützte sich auf sein Schwert und winkte mit der Rechten.

Und da nun Jener nahte und mit ziemendem Gruß vor sie Beide trat, da sagte der Ritter zu ihm:

„Ihr seid ein Minnesänger, d'rum will ich Euch den kühnen Blick vergeben; doch meiner Trauten wegen geht ihr nicht sonder Strafe aus. Habt Ihr Euch erfreut an ihrem Anblick, so erfreut sie hinwieder mit Eurem Sang, und ist es schön und wahr, was Ihr verkün-

det, soll sie Euch zum Dank ein paar Maiglöcklein geben. Wovon willst du Kunde, meine Traute, sprich! Von Schlachten und Abenteuern, oder vom Schmerz der Liebe — was du willst, er muß gehorchen!"

D'rauf setzte die Maid den Zeigefinger an den rothen Mund, sah einen Augenblick zum Minnesänger und sagte:

„Wozu von Schlacht und Abenteuer in unserem Frieden? Wozu vom Schmerz, da wir so glücklich sind? Kennst du den Spruch:

Für Minnesang
Steht jedes Herz in Schuld,
Des Sängers frommste Weise,
Die frommste,
Verdient die beste Huld!

So möcht' ich wohl eine recht fromme Kunde. Doch Der sieht so schelmisch kühn — wird es ihm selbst auch wahr sein, was er verkündet?"

D'rauf sagte der Minnesänger: „Ich will Euch Kunde geben, schlicht, hold und rein, wie ein Strauß Maienglöcklein — und an meiner Frommheit sollt Ihr nicht zweifeln, ob ich auch so fromm nicht bin, wie eine Jungfrau sein soll!"

„Ei — und wie soll denn eine Jungfrau sein?“ fragte die Maid.

Auf dies nahm der Minnesänger seine Laute und verkündete:

Eine Jungfrau soll sein
Ganz klar und rein,
Wie der goldene Morgenschein!

Und zu Mittags, wenn fürwahr
Der Himmel licht und klar,
All sonder Wölkelein —
So soll sie sein
In ihrer Seele, licht und rein!

Wohl geht die Sonne nieder
Mit klarem Schein.
Und also wieder
Soll die Jungfrau sein.
In ihrer Seele d'rin
Da sei nichts,
Gar nichts,
Denn lichter, reiner Sinn,
Ganz rosig klar und licht,
Ja, so sei's,
Und anders nicht!

Und ist der Tag vollbracht,
Und kommt die Nacht,
Da ihr Gebet sie thut
Und einschlummert,
Ja sanft einschlummert
Und ruht,

Da treten Engel herzu
Und schützen ihre Ruh',
Daß sie im Schlummer,
Im Schlummer auch sei fromm,
Daß ihr Böses nichts,
Gar nichts,
Im Traum vor die Seele komm'!

Und ist sie da, die Zeit,
Daß Einer um sie freit
Als seine liebste
Herzallerliebste Frauen —
Der mag sei'm Glück vertrauen.

Der hat dann selbst einen Engel
Ja er selbst,
Für hie und in alle Zeit;
Einen Engel,
Ja einen Engel —
Den hat er zum Geleit!

Und als der Minnesänger einhielt, da drückte die Maid, die das Antlitz lauschend gesenkt hatte, ihrem trauten Ritter die Hand und flüsterte:

„Er scheint mir doch ziemlich fromm zu sein, denn wie könnt' er so Frommes erdichten!"

D'rauf sagte der Ritter: „Gewiß. Mir gefiel seine Weise wohl und auch dir. Seine Kunde war, wie er versprach, schlicht, hold und rein, wie ein Strauß Maienglöcklein. Er verdient den Dank — gieb ihm von Deinen!"

Da bot sie dem Sänger ein Paar.

„Mehr, mehr!" sagte der Ritter.

„Ist er denn gar so fromm?" flüsterte die Maid. „Nun denn — da — da nehmt — aber nun auch nicht eine mehr!"

„Habt Dank," rief der Minnesänger freudig, „dreifach gesegnet ist mir dieser Tag! Ich sah' die holdeste Jungfrau, ich sang mein frommstes Lied und schöner bin ich belohnt, als mich ein König belohnen könnte! Ade — Ade — Ihr Glückliche — Ade!"

D'rauf zog er zum grünen, lichten Hain, durch den sein Pfad ihn führte, und als er

sich noch einmal wandte und die Maienglöcklein siegreich emporhielt, sah er den Ritter die Hand zum letzten, freundlichen Scheidegruß erheben, und der Schleier der Maid wehte, als höre er auch sie flüstern: „Ade, du frumm schalkhafter Sänger — Ade!"

Warum die Rosen weiß, roth und gelb sind.

An eines Fürsten Hof in der Provence war ein Turnier, am kommenden Tag ein herrlicher Tanz mit Lichtern, der vierte war zum Bankett bestimmt, aber vorher und am dritten war ein Liederstreit.

Da wandelten viele Damen und Ritter in zauberhaft schönen Gärten dahin, bis sie zu einem Thron gelangten. Der war unter vier silberblinkenden Birkenbäumen errichtet und aller Ende mit Blumengewinden umschlungen und umwölbt.

Man glaubt gar nicht, wie schön der Thron anzuschauen war, und dazu die Ritter und die Damen in schimmerndem Rüstzeug und Prunkgewändern.

Als nun etliche Frist verstrich, sah man den Zug aller Anderen daherkommen. Voraus schritt

der Ehrenhold mit bekränztem Lockenhaupte und Blumen-umzogenem Stabe. Dann kamen vier jugendschöne Pagen mit goldblitzenden Kleidern. Die Pagen trugen einen Baldachin aus duftig grünem Laub; der war mit bunten, seidenen Bändern geziert, die weithin und auseinander in der sonnglastigen Luft flatterten, an den vier Ecken des Baldachins aber nickten Büsche von lauter schneeweißen Blüthen, und zu allen vier Seiten hingen die anmuthigsten Blumenketten herab. So war der Baldachin, unter welchem der Fürst seine engelschöne Tochter einher geleitete. Denen Beiden trugen wieder vier Pagen die Schleppe der Purpurmäntel. Dann folgten drei Troubadoure, die den Kampf in Lied und Sage zu bestehen hatten — und dann in langer Reihe viele Fürsten und Grafen von anderswoher. Es war ein schöner, prächtiger Zug, der da mit Schall herankam, denn voraus schritten Ihrer sieben, die bliesen eine schöne, ganz feierliche Melodei.

Und als sich nun Alle um den Blumenthron unter den Birken reihten, und der Fürst und seine Tochter auf demselben niedergelassen

hatten, traten die drei Troubadoure heran und vernahmen, von was sie Kunde geben sollten. Das war aber von der *Liebe*, und wer die schönste Kunde gebe, der sollte der Sieger sein.

Also hob der erste Troubadour an.

Der gab vielfache Botschaft aus alten Tagen von Schmerz und Leid der Minne, von Verlust und Nimmerwiedersehen.

Dann hob der Zweite an. Der gab Botschaft von mittleren Zeiten, von Sehnsucht und von Herzeleid, doch dann vom Wiedersehen nach langer Sehnsucht und Prüfung.

Dann hob der Dritte an und gab Botschaft aus der Gegenwart von raschem Glück der Minne, vom Besitz und vom Nimmerverlieren in alle kommenden Lebenstäge.

Da war der Wettstreit beendet. Bei der Kunde des Ersten waren alle Wimpern feucht geworden, die des Zweiten hatte wehmüthiges Lächeln zum Geleit, bei der des Dritten war auf allen Antlitzen Frohsinn zu finden gewesen.

Als nun die drei Troubadoure dem Urtheil entgegenlauschten, da sagte die engelschöne Prinzessin:

„Alle Drei habt Ihr so Schönes verkündet, daß ich nun Keinem den Preis zusprechen kann. Da weiß ich nur eine Auskunft — Ihr müßt zum zweitenmal streiten. Der Ihr die letzte Kunde gegeben habt, seht, dort sind drei Büsche, d'ran sind weiße und rothe und sind gelbe Rosen. Von denen davon pflückt je eine, umschlingt sie mit dieser, meiner goldenen Armschleife und bringt sie mir alle drei!" Und als ihr Gebot erfüllt war, und sie die drei Rosen in der Hand hatte, sprach sie zu den drei Troubadouren weiter: „Wer von Euch mir auf das Anmuthigste sagt, weshalb die Rosen nicht von einer Farbe sind, sondern weshalb es weiße und weshalb rothe und wieder gelbe Rosen gibt, der soll den Preis gewinnen; dazu spende ich ihm diese drei Rosen, und die Hand, welche sie ihm bietet, die darf er vor Aller Blicken küssen!"

Da trat der erste Troubadour zu ihr und hob an:

„Die Rosen dufteten von Anfang an wunderbar süß. Aber sie sahen nicht, wie jetzt, sondern alle Rosen, wie alle anderen Blumen,

waren vordem nur wie aus blaßem Licht gewoben, und ihre Farbe empfingen sie erst später, denn sie hatten verschieden Sinn und Neigung. Also traf da gar Vieles zu, bis sie Alle so wurden, wie sie sind, und wie sie nun bleiben für alle Zeiten.

Als nun einst der Blumenkönig mit seinem Gefolge auszog, Alle die Häupter mit Kränzen umwunden und die Schultern und die Lenden mit Schleifen und Gehängen von manigfarbigen Blüthen, die sie in holder Hast dort und hier gepflückt hatten, da kamen sie an einen smaragdgrünen Hag.

Auf dem Hag waren, nicht zu weit ab von einander, drei Büsche, und an jedem der Büsche war eine Rose.

Da hielt der Blumenkönig an und sagte von der Rose am ersten Busch:

„Ei seht, wie hold sie ist!" Und sprach zur Rose selbst: „Du gefällst mir wohl. Sieh auch du meine reiche Zier an bunten Blumen und an Blüthen; aber eine Rose besitz' ich nicht — d'rob magst dich wohl grämen. Willst du nun dafür an meine Brust, so wähle dir eine Farbe,

und wenn ich dann wiederkehre, will ich dich pflücken in deiner schönsten Pracht, und du sollst meine Herzenskönigin sein!“

Als der König dies gesprochen hatte, ward das Licht der Rose bleicher und bleicher und dann ganz weiß, denn sie fürchtete des schelmischen Königes Hast und liebte ja einen Andren aus seinem Gefolge. Ach hätte Der zu ihr gesprochen, wie gerne hätte sie sein Wort vernommen!

Das ahnte der Blumenkönig alsbald und sagte:

„Dort ist eine zweite Rose.“ Zu der trat er und sprach zu der Rose: „Deiner Schwester Sinn ist wo anders. Bist du nicht milder gesinnt? Sieh, die Liebe keimt und ist da, und man weiß es nicht, wie. Also sah ich kaum zu dir und schon erfüllt mich heißes Verlangen — du sollst an meinem Herzen ruhen!“

Da erglühte die Rose ganz feurig vor heiliger Freude und Scham. Denn er, welchen sie längst angebetet und geliebt, er hatte nun zu ihr gesprochen, und sie sollte an seinem Herzen ruhen!

Dem Blumenkönig aber war der Rose lange bewahrtes Geheimniß offenbar, mit aller Liebeshuld sah er zu ihr und nickte selig einverständlich.

Aber er sagte nichts mehr, sondern wandte sich ab, hinwegzuziehen.

Und da er sich abwandte, ohne noch sein Wort zu lösen, da nahm die Gluth der Rose ab und ward bläßer und ward zum sanften Roth.

Der Blumenkönig aber zog fort und entlang, wo die dritte Rose war. Auf die schaute er wohl freundlich hin, aber er sprach sie nicht an.

Da beschlich dieselbe dritte Rose ein leiser Gram, dann schier Groll und Neid über ihre Schwestern, d'rüber ward sie bleich und bleicher, und mehr und mehr, und ganz gelb zuletzt.

So waren die drei Rosen weiß, roth und gelb geworden und so sind sie noch heut' zu Tage. Die schönste von allen aber ist die, welche den Blumenkönig liebte und er sie, zu der er dennoch wiederkehrte und sagte: „Ließ ich dich in so viel Sorge zurück, daß die Gluth deiner

Wangen erblich? Was ich zu dir geflüstert, sei wahr, sei mein und meines Herzens Königin!"

So erzählte der erste Troubadour.

Darauf winkte die Prinzessin dem Zweiten, und er trat herbei und hob an:

„Das ist wohl wahr und ist nicht anders — die ersten Rosen waren aus Licht gewoben. Aber nicht dem Blumenkönige danken sie ihre Farbe, also wie sie ist und fortan sein wird, weiß, roth und gelb, sondern anders trug es sich zu, und das will ich treu berichten.

Als Gott die Welt schuf und sie mit viel Schönem und Herrlichen schmückte, ließ er in seiner Güte all und Jedes so werden, wie es selbst hegte und wünschte.

Da hatte er eines Tages drei Rosen erschaffen; die eine an einem Wiesrain, die andere im Schatten der Bäume, die dritte nächst schönem Gebüsch und klaren, ruhigen Wassern. Da schwebten sie, jedwede an ihrem Strauch, ganz demüthig und still besinnend, welche Farbe sie wählen sollten.

Denn Gottes Frage war an sie ergangen.

Doch sie wußten keine Wahl zu treffen, sie hatten ja noch kaum in die Welt geblickt — und nun sollte ihre Wahl doch für immer gelten!

Und wie all das so und nicht anders war, senkte sich der Abend darnieder, in die Himmel rann es, wie lichtes Gold, das strahlte und schimmerte immer mehr, und als dann die Sonne versunken war, da währte es noch lange bis der Himmel verglomm und zuletzt blaß-gelb wurde.

Da hauchte die erste Rose in die weichen Abendlüfte:

„Ach wie schön war all dieses! O wär' ich nur so an Farbe, wie der blasse Nachschein im Aether — aber das Verlangen wär' ja wohl zu kühn!"

Und als sie das hinhauchte und dann auf sich sah, da war sie, wie des Aethers blasses Gelb. Denn ihr Wunsch war erfüllt, und von unsichtbarer Hand war sie mit Thau besprengt und gesegnet, der war aus der Himmel Weihbronn.

So entstand die erste gelbe Rose, und sie

war selig, daß sie so schön sei. Aber die anderen Zwei wußten nichts davon, denn sie hatten gesonnen und geträumt.

Da kam das Zwielicht, und nach dem Zwielicht kam die Nacht. In der entglommen die Sterne, und der Mond erhob sich ferne drüben aus der Meeresfluth und stieg empor am tiefblauenden Himmelsgewölbe, und lichtes Gewölke zog ihm nach oder entgegen und neigte sich verlangend zu ihm.

Und es sah die zweite Rose auf aus ihrem Sinnen und Träumen und hauchte in die heilig stille Nacht hinaus:

„Wie schön ist der Silberglanz dort oben! Ach wär' ich an Farbe doch nur, wie der Rand des kleinsten Wölkchens — ach das darf ich mir wohl nicht wünschen!"

Dann träumte sie wieder fort. Aber als sie in der Morgendämmerung auf sich sah, da war sie bräutlich umthan mit weißem Gewand, und auch auf ihr blinkte der Segensthau des Himmels.

Wie selig war sie da!

So entstand die erste weiße Rose, aber die

gelbe wußte nichts von ihr, wie die weiße nichts von der gelben, und die dritte Rose wußte nichts von Beiden, denn sie hatte gesonnen und geträumt.

Aber als die Dämmerung mehr und mehr wich, da sah sie auf aus ihrem Träumen und erkannte ihrer Schwestern Schönheit. Und als sie diese d'rum beredete und dann von Beiden erfuhr, wie Gott ihren Wunsch erfüllt habe, da hauchte sie hinaus in die kühlen Morgenlüfte: „Was bleibt da mir noch übrig, und soll ich denn gar nicht schön sein? Ja strömte das Gold wieder in den Aether, oder wenn die Wolken wieder heraufzögen mit den weißen Rändern, da möcht' ich mich wohl entschließen, und meine Wahl wäre bald geschehen. Aber der goldene Ball, davon du erzähltest, ist versunken, und das Silbergestirn zerflossen, davon du Kunde gabst, und sie kehren wohl nimmer zurück!"

Da röthete sich der Himmel zuerst sanft, dann entglomm und entglomm er stets mehr, bis er mählig weitaus in golddurchströmtem Purpur glühte, d'raus es in langen Strahlen aufleuchtete und schimmerte.

Und die dritte Rose richtete ihr Haupt in Entzücken empor und flüsterte: „O nicht so schön, wie die dort die Purpurgluth, will ich sein; wär' ich nur so schön, wie das winzig kleine Wölkchen dort oben, das holdbescheiden geröthet ist — aber wie wollte mir Gott so viel Anmuth gewähren?!"

Und als sie sich in demuthvollster Sehnsucht beugte und auf sich sah, da war ihre Sehnsucht schon erfüllt.

Denn sie war unsäglich schön, wie das zarteste Morgenroth, und auch auf ihr schimmerte der Segensthau aus dem heiligen Weihbronn der Himmel.

O wie selig war sie da, und die Schwestern hauchten ihr wonniglich zu: „Schön sind wir in Gottes Huld geworden, doch die Schönste von uns bist du und die Schönste unter allen Blumen!"

Also war es mit den drei Rosen und so wurden sie weiß, roth und gelb."

So erzählte der zweite Troubadour, und der Fürst und seine Tochter und Alle ringsumher sahen fragenden Blickes zu dem Dritten.

Der aber senkte seinen Blick und stand schweigend ferne, bis die Prinzessin zu ihm sprach: „Ei, wie nun, mein Troubadour? Ich gebot Euch, die drei Rosen zu bringen, da glomm Entzücken aus Euerem Auge, und ich versah mich schöner Kunde — hab' ich mich wohl getäuscht und gebt Ihr Euch ganz überwunden?"

Da sah er empor frohmuthig, der dritte Troubadour, trat vor sie hin und sagte:

„Was Besseres soll ich verkünden, als Ihr von diesen Beiden vernahmt? Prüft und entscheidet zwischen ihnen; ich weiß nicht, wie das wurde, um was Ihr uns Alle gefragt habt! Dies Eine aber weiß ich sicher und gewiß. Wären die Rosen noch wie vordem, farblos und aus mattem Licht gewoben, ich aber wäre der Aermste unter den Menschen, zu dem ein mächtiges Wesen träte und spräche: Geh' hin und pflücke drei Rosen, und so oft du eine Rose pflückest und einen Wunsch hegst, so sei er dir erfüllt — da wünschte ich mir nicht Gold und ich wünschte mir nicht Macht und nicht

Lande, sondern ich träte mit den Rosen zu Euch und sagte: Ihr edelste aller Jungfrau'n, Euch zu huldigen ist mein heiligstes Verlangen — doch was immer Schön und Kostbares in dieser Welt ist, es wäre viel zu gering, um es Euch als Opfer zu bringen!

So nehmt das Bescheidenste hin, die drei Rosen aus blassem Licht gewoben — doch mit ihnen will ich Euch überirdische Gewalt opfern. Nehmt hin die erste Rose; sie sei weiß zum Preis der Reinheit Eurer Seele! Nehmt hin die zweite; sie sei gelb, als Abglanz Eurer Krone, die Ihr tragt in fürstlicher Hoheit! Und nehmt hin die dritte; sie sei, wie die Morgenröthe, ein Sinnbild Euerer Jugend!"

Dann hielt er ein und sagte weiter:

„So spräch' ich zu Euch, wäre höhere Gewalt mein Eigen. Doch hab' ich sie auch nicht, das Wunder geschähe dennoch, wenn Ihr es wünscht. Ja, wüßt' ich nur Rosen von sonst, ich pflückte sie, und sprächt Ihr, sie seien weiß, roth und gelb — der Himmel erfüllte sicher Euer Wort, Euch sein Wohlgefallen zu bewähren!"

So sprach der dritte Troubadour.

Und als die Prinzessin sein Wort vernommen, erhob sie die Stirne, die sie lauschend gesenkt hatte, und sagte:

„O Ihr edle Troubadoure. Konnt' ich das erstemal nicht entscheiden, im zweiten Streite vermag ich es noch minder. So werde denn Jedem die gleiche Sängerkrone zu Theil und Jedem der Preis der Rosen in meiner Hand. Denen könnt' ich wohl ihre Farbe nicht geben, wären sie auch noch aus blassem Licht gewoben — aber dennoch weiß ich einen Zauber, nicht zu meinem Ruhme, sondern zu dem Euren!"

Und rasch zerpflückte sie die drei Rosen und schwang die Rechte, daß es dahin taumelte und wallte durch die Lüfte und über den Häuptern der Troubadoure in reizendem Gemische von dreihundert weiß, roth und gelben Rosenblättern.

Dann bot sie dem Ersten die Hand, dann dem Zweiten, und bot sie dann dem Dritten, daß er sie küße — und ihm ließ sie dieselbe viel länger als den Andren und zu leisem Druck der seinen flüsterte sie:

Mein Troubadour, kein düstres Ach,
Daß ich für Dich alleine nicht entschieden,
Des Herzens Dank bleibt immer wach,
Mein theurer Troubadour —
Ich denke Dein — so lang' ich bin hienieden!

Von Awe, dem See der Klage.

Drei schottische Hochlandssagen.

Hely Mary.

Viele anmuthige Inseln liegen im See Awe dahin gestreut; die eine größer, so daß du dem Wassergeier lange nachschaust, bis er sich über dieselbe hinwegschwang, die andere kleiner und oft so gering an Umfang, daß sie die bunten Schmetterlinge in kurzer Weile umgaukeln.

Die eine der Inseln nennt das Volk der Berge Inishail.

Von der ragte in alten Tagen aus üppigem Gelaub hoher Lindenbäume ein Kloster auf.

Aber die Stürme der Zeit haben sie zerschmettert, die Heimath der Frommen ist gebrochen, und die Nonnen, die da beteten und sangen, schlummern schon längst unterm Schatten wuchernden Dorngesträuches und am Getrümmer des Kirchhofs.

Ihre Namen sind verklungen.

Nur von Einer weiß dir der Fährmann zu sagen — von Hely Mary.

An den Niederungen des Berges Cruachan stand ein Schloß, in dem lebte Hely Mary zur Seite ihres Vaters Macdona, und als sie in der Fülle und Pracht der Jugend war, ließ er ihr die freieste Wahl unter allen Edlen der Thäler.

Wohl Mancher sah verlangend nach ihr.

Aber die Herzen zweier Freunde erglühten für sie zu tiefst.

Die Edelsten von Allen waren sie — Magregor und Cameron.

Und sie wählte Magregor.

Der Lenz war nah', und früher, als je, drängten sich die Blumen und die Blüthen hervor.

Da erscholl von Osten der Mahnruf in's heilige Land, und Macdona und Magregor beschlossen, für des Erlösers Ruhm zu streiten.

Cameron aber, welcher verschmäht war, heftete das Kreuzeszeichen nicht an, denn schon lange sah er finster auf den glücklichen Freund, und für Spiel und Kampf war ihm der Sinn entwichen.

Schwer vermißte Magregor seinen Freund, aber mit dem Opfer seines Herzens konnte er ihn nicht einlösen. Eines nur vermocht' er zu thun, und ehe er von Hely Mary schied, sagte er zu ihr:

„Nimm diesen Ring von Gold und grünem Gestein. Es mag lange währen, bis ich wiederkehre, wer weiß, vielleicht nie mehr. Erwarte mich im Kloster zu Inishail, und kehr' ich nach zweimal zwölf Monden nicht zurück, so nimm für sicher, ich sei im Kampf gefallen. Dann bist du frei, und ich will, daß du Cameron diesen Ring gibst, als ein Zeichen, daß du ihm gehören willst — denn ich weiß es, wäre nicht ich, du könntest ihm ergeben sein. Erfülle, was ich dir gestatte und will. Das würde ihn beglücken, und ward er mir Feind im Leben, ich könnte ihn mir nach meinem Tode versöhnen."

Und Magregor und Macdona zogen fort.

Hely Mary aber trat in die Zelle zu Inishail.

Da blieb sie.

Und wenn in der Nacht die bunten Fenster

der Kirche glommen, kniete sie mit allen Nonnen im Chor und betete.

Da entschwanden zweimal zwölf Monde, und Macdona und Magregor waren nicht heimgekehrt.

Tiefstes Leid zog ein in Hely Mary's Herz, und zum Leid gesellte sich die Furcht vor Cameron's Anspruch. Und bald kam auch seine Botschaft, die lautete:

„Was willst du länger harren und zweifeln? Dein Vater und Magregor sind nicht mehr, so spricht ein Jeder weit aus. Die Zeit ist um. Gib mir den Ring und sei Mein, es war Magregors eigener Wille — und ich weiß, du warst mir wohl geneigt.“

Hely Mary verstummte, als sie dies las.

Dann sagte sie zum Sendboten: „Wenn des Cruachan Wände im Abendroth glühen, will ich auf einem Kahn hinüber und Jenem den Ring übergeben, dem er nun gebührt.“

Als Cameron diese Worte vernahm, zuckte Freude über sein bleiches Antlitz, und da sich die Schatten in den Thälern länger streckten, stand

er am säuselnden Röhricht des See's und sah den Kahn von Inishail herübergleiten.

In dem stand Hely Mary, den Blick zu ihm gerichtet und den Ring in erhobener Hand. Urplötzlich hielt der Fährmann ein — Hely Mary aber ließ den Ring in die Tiefe der Wasser fallen. Dann deutete sie auf Inishail zurück.

Das hieß: „Dort ist mein Bleiben für immer!"

Und dann wandte sich der Kahn wieder und trug sie hin, von wannen sie gekommen war.

In Verzweiflung sah ihr Cameron nach. Doch der Zorn siegte in seiner Seele, und bald war sein Entschluß gefaßt.

In der Nacht und mit Gewalt dacht' er Hely Mary zu gewinnen, ob ihm auch der Fluch der Heiligen folge!

Als sich die Sonne des nächsten Tages neigte und Cameron mählig vom Schloß darnieder zog, der Dämmerung und der Nacht ungeduldig harrend, trat ihm Einer der Seinen entgegen. Der trug einen Zweig, daran hing

Magregors Ring. Beide hatte er mit den Netzen aus dem See gehoben.

„Es ist des Himmels Fügung," rief Cameron, „dies Wunder bricht Hely Mary's Widerstand, und ich bedarf keiner Frevelthat! dir soll's gelohnt sein — der Ring aber ist Mein!"

Und den Ring an der Hand kehrte er zurück und zu lärmendem Gelage.

Eine Stunde später zog von Osten eine Schaar in funkelnder Wehr zum See herab; am Gestade hielt der Führer an, und auf seinen Wink zerstreuten sich Alle. Er selbst aber trat in einen Kahn, und der Fährmann lenkte gegen Inishail.

Es war Magregor; zur Heimath war er gekehrt und in Sehnsucht Macdona zuvorgekommen.

Bald lag ihm Hely Mary an der Brust und flüsterte: „So lebst du, den ich todt geglaubt?!"

„Ich lebe, und dein Vater lebt," antwortete Magregor. „Doch was ist dir, Hely Mary, du zitterst — wo ist der Ring —?!"

Da erfuhr er, was sich mit Cameron begeben, und daß sie den Ring in den See versenkt habe.

Und Magregor sagte: „Dank deiner Treue — schlummere sanft und träume selig, in wenigen Tagen komm' ich und führ' dich in bräutlichem Schmuck auf mein Schloß!"

Darauf schied er und als er jenseits an's Ufer kam, bestieg er sein Roß und ritt zu Cameron.

Den ließ er vom Gelage entbieten.

Und als Cameron darnieder eilte, nicht ahnend, wem er nahe, hielt er ein und trat voll Staunens zurück.

„Du bist es, Magregor?!" lallte er.

„Ich bin es," sagte Magregor, vom Roße schwang er sich und die Rechte bot er Cameron. „Schon weiß ich Alles, und deiner Liebe Hast sei dir vergeben! Du aber raffe dich auf in Manneskraft und Stolz und sei wieder mein Freund, ob ich auch glücklicher bin. Der Ring liegt in den Tiefen des See's, und aus tausend Gefahren bin ich wunderbar errettet worden — wo wäre dein Recht? Der Himmel hat

Hely Mary's Muth gestählt und durch seine Hülfe für mich entschieden!"

Da höhnte Cameron: „Auf des Himmels Zeichen berufst du dich, weil der Ring in den Tiefen der Wasser ruhe? Auch ich berufe mich darauf, denn er ist nicht im See, wie du wähnst, hier ist er, an meiner Hand — ein Wunder hat ihn mir zugeführt!"

Das ist Lüge!" rief Magregor. „Nun erfass' ich Hely Mary's Schrecken. Sie hat ihn nicht versenkt, sie gab ihn dir, und deine Ungeduld hat sie verführt! Was soll der Dinge Irrsal? Nicht mehr Raum in der Welt ist für uns Zwei zugleich — du stirbst — und sie soll sterben!"

Und kein Wort mehr gönnend, riß er das Schwert von der Seite, und Jener das seine.

Verderbenvoll waren Cameron's Streiche, Magregor aber durchbohrte ihm das Herz, daß er im Tode niederstürzte.

Und Magregor, bluttriefend, beugte sich zu ihm, entriß Cameron's Hand den Ring und wankte fort zum Gestade hinab, gegen Inishail trieb ihn die Rache. Doch ihm brach das

Knie, und die Schauer des Todes nahten auch ihm. Da stützte er die Linke auf das blutige Schwert, die Rechte erhob er in letzter Kraft und schleuderte den Ring gegen Inishail.

Da versank der Ring wieder in den Wassern, daraus er jüngst gekommen.

Und als er versunken war, sank auch Macgregor am Ufer des See's darnieder. Entseelt lag er da — und oben auf den Höhen lag Cameron — Beide die Faust geballt, das erloschene Auge zum Himmel gewandt.

So lagen sie, das Schwert an ihrer Seite.

Als der Mond über des Cruachan Gipfeln auftauchte, malte sein Licht ihre fahlen Antlitze mit unheimlicher Röthe.

Bald klopfte die Schreckenskunde an die Zelle von Inishail — und bald ward sie Macdona inne, der am Morgen zur Heimath wiederkehrte. Wundersames Bangen war in der Zeit der Nacht über ihn gekommen, vom Lager war er aufgebrochen und als er in früher Stunde zum See gelangt, hatte es ihn ge=

trieben, den Fährmann aus dumpfem Schlummer zu rütteln, daß er ihn frage, ob kein Unheil geschehen sei.

Da war seine Ahnung erfüllt worden.

Und er rief: „Auf und zu ihr, ich will sie sehen und will sie trösten!“

Kein Strahl der Sonne traf noch die Wasser, und weit hin über der Fluth lagerten die Nebel.

Als Macdona auf Inishail landete, fand er der Tochter Sinn umdüstert, wie draußen die sonst spiegelreinen Wasser des See's. Die sollten sich wieder erhellen im Licht der Sonne — aber von Hely Mary war das Licht für stets gewichen.

„Fort, fort von hier,“ stöhnte sie, „Macgregor ist nicht todt — er soll mir glauben — und die Welt soll es — ich weiß ja, wo der Ring begraben liegt!“

Tiefster Schwermuth voll geleitete sie Macdona zum Kahn und stieß vom Ufer.

Ernst ragte Macdona's Gestalt empor. Auf seinem geflügelten Helm zuckte der erste Strahl des jungen Lichtes, das strömte dahin auf die Wasser, von denen mählig die Nebel flohen.

Aber in der Seele Hely Mary's tiefer und tiefer dämmerte es herein.

Stumm lehnte sie an Macdona's Brust und sah regungslos zum See, bis der Kahn dahin kam, wo sie den Ring versenkt hatte.

Da lallte sie: „Wer sagt, daß Cameron den Ring besitzt —? O der Lüge! Schon seh' ich ihn ja schimmern und blinken da unten auf dem Grund! Siehst du Vater? Fluch deiner Lüge, Cameron — weh dir, Magregor, daß du ihm geglaubt! Doch nein, nein, Magregor ist nicht todt und glaubt mir — nicht ruhen will ich, bis meine Treue sich bewährt — ich will ihm den Ring geben!" rief sie urplötzlich — und riß sich los und hinunter stürzte sie sich in die Fluth — —

Als in der Abendzeit die Wände des Cruachan wieder glühten, und sich die Schatten der Berge wieder länger und länger streckten in den Thälern, trugen die Wasser eine Leiche an das Ufer von Inishail.

Es war die Leiche Hely Mary's.

Viel beweint ward sie von den Nonnen zu Grab getragen.

Bald trugen die Recken auch Magregor zu Grabe.

„Dort sind ihre Gräber," sagt dir der Fährmann, „dort unterm Dorngestrüpp, am Getrümmer, das im Abendschein glüht. Manchesmal öffnen sie sich in der Nacht, die Gestalten Hely Mary's und Magregors erheben sich und schweben dahin oder dort. Ich sah sie nicht. Aber mein Vater sah es wohl, wie sie dort drüben wankten am Gestade und hinaus schauten und hindeuteten, wo der Ring von Magregors Hand versank — und dort oben sah er die Nebelgestalt Camerons schweben. Der Fluch und das Weh Hely Mary's ist dreifach

wahr geworden. Sie alle finden keine Ruhe, bis der Ring wieder zu Tage kömmt. Aber noch Keiner von uns wagte es, hinab zu tauchen, daß er den Ring zum Licht entführe, und noch Keiner von uns zog mit dem Netz zum zweitenmal einen Zweig empor, daran er hing — —"

Froach Skida und Mego.

Manches Unheil stiftete schon neckisch prüfender Frauen Eigensinn.

Davon zeugt Elan, die Himmelsinsel.

Es ist schon lange, lange her, da war nicht gut landen an der Insel.

Und doch zog es Jeden hin.

Denn bis an's Gestade jenseits floß der wundersame Duft von Blumen und Blüthen, die sonst an keinem Ort zu finden waren, die hier und dort zerstreut liegenden Steine sahen wie Rubin und Hyazint, oder wie reinstes Silber oder Gold — und in Mitte der Insel, auf unvergleichlich schönen Matten, prangten einige Bäume, deren tief smaragdgrünes, üppiges Laub die köstlichsten Früchte barg, wie sie nur im Paradies zu finden waren.

Ob da der Nordwind wildes Schneegestöber dahinschauern ließ, ob des Sommers Gluth die Hänge bleichte, auf Elan war stets Lenz und Herbst vereint in Blüthen, Blumen und Früchten, und die mildesten Lüfte voll entzückenden Duftes umhauchten unablässig das Zaubergebiet.

Deshalb war Elan die Himmelsinsel genannt, und gar Viele hätte es hinüber gelockt. Aber Keiner seit langen Zeiten wagte, sie zu betreten. Denn der Duft der wunderbaren Blumen und Früchte brachte unheilvollen Taumel, und im Schatten der Bäume sah man oft ein Ungeheuer liegen, das mit flammenden, selten müden Augen die Früchte und die Blumen bewachte — und wer dennoch Früchte entführte, der mußte ihren Genuß mit dem Leben büßen, so ging die Rede für sicher — —

In der ersten Hütte an den Niederungen der Berge lebte Mego, die schönste Jungfrau, und nach ihrem Besitz trachtete rastlos der kühnste Sohn des Waldes, Froach Skida; er war der schönste Jüngling rings aller Thäler.

Allen Launen Mego's hatte er sich unterworfen, alle Beweise aufopfernden Muthes hatte er ihr geboten — ihn schreckte keine Felswand des Ben Cruachan; des Adlers Brut zu überraschen, klomm er die schauerlichsten Abgründe hinab, auf Bergen und im Thal vermochte ihn nichts zu schrecken, und was Mego im Uebermuthe in den See warf, Skida stürzte sich in die Fluthen und brachte der Erwählten, was sie versenkt hatte.

Aber als die Zeit der Prüfung vorüber war, zögerte Mego dennoch mit der Erfüllung ihres Versprechens.

Da fragte er einst: „Warum versagst du mir deine Hand, willst du noch mehr, als ich bestanden habe? Ich wüßte nichts mehr!"

„Doch ich weiß es," entgegnete Mego mit süßester Freundlichkeit. „Leicht wirst du meinen letzten, allerletzten Wunsch erfüllen, dann habe ich kein Verlangen mehr, als jenes, Dein zu werden. Verleiht dir das keinen Muth?"

„Und was soll das sein?" rief Skida. „Du sagst, es sei die letzte Prüfung. Wohlan,

so schwöre ich dir, ich thue, was du verlangst — es müßte nur die zu harte Prüfung sein, dich zu meiden!"

„Nein, o nein, das will ich sicher nicht," sagte Mego, und einen Blick der feurigsten Liebe entsandte sie. „Du hast geschworen, mein Geliebter, und Schwüre muß man halten. Komm, daß du erfährst, was ich verlange!"

Sie trat aus der Hütte, und Skida folgte ihr auf einen sanften Hügel. Dort blieb sie stehen, deutete schweigend auf die Himmelsinsel und sah sie mit leuchtenden Augen zu ihm.

„Verstehst du mich?" sagte sie dann. „Vollführe, was einst Mancher versuchte, und ich will dein werden, dir einzig und allein, wie dir allein die Früchte des Paradieses zu Theil werden!"

Froach Skida schaute düster hinaus in den See.

„O, was verlangst du von mir, Mego!" sagte er voll des tiefsten Schmerzes. „Ich werde sterben ohne Sieg — oder ich werde vollführen, was du gebietest und dich dennoch

nicht besitzen — denn den Keim des Todes werde ich mit mir nehmen!"

„Wie du doch so furchtsam bist!" erwiederte Mego hold spottend. „Ich dränge dich nicht. Ersehe die Zeit, wann der Drache schläft, und fülle mir diese Schale mit Blumen und mit Früchten von dort! Was kann dir Böses drohen von so milder balsamischen Luft — willst du, oder verweigerst du mir meine Bitte?"

Das sprach sie gar verführerisch.

„O Allgewalt, die dich beseelt," rief Skida, ihre Hand ergreifend; sie aber drückte ihm die seine leise und nickte mit holdestem Danke zu.

Dann schritten sie, Hand in Hand, den sanften, grünen Hügel darnieder, ohne zu sprechen.

Einmal hielt der Jüngling ein und wandte sich, wie in neu aufkeimenden Zweifeln, gegen den See und die Himmelsinsel. Da beugte sich Mego ein wenig vor, sah ihn schalkhaft lächelnd an und flüsterte: „Wieder Furcht? Laß ab, Froach, wenn du keinen Muth hast — komm', und gib mir die Schale zurück!"

Da erbebte Skida, seine Wangen übergoß Schamröthe, in sanfter Hast entriß er sich Mego's Hand und entschlossenen Blickes schritt er von der Geliebten.

Zwei Tage lang spähte sein scharfes Auge nach der Himmelsinsel.

Am Morgen des dritten Tages kam er zu Mego und sagte: „Mich bedünkt, das Ungethüm schläft. Du siehst Schwert und Speer bei mir, und meines Herzens Entschlossenheit ist dir bewußt. Ich bin bereit, meinen Schwur zu lösen. Doch bitte ich dich, lasse ab — fast fast wähne ich, du liebst mich nicht!"

„Unaussprechlich!" rief Mego. „Doch sagst du mir, ich sei über alle Jungfrauen erhaben, wohlan, so will ich nur dem gehören, der keine Grenze seines Sieges kennt!"

„So folge mir, Mego!" sagte Froach Skida.

Er trat aus der Hütte, und Mego folgte ihm auf den sanften Hügel und wieder hinab zum schilfumsäuselten Gestade.

Dort ließ sie sich nieder an einem Gebüsch.

Ernst gab ihr Skida den Scheidegruß und trat in den Kahn. Bald stieß er vom Ufer. Sein Auge auf die Himmelsinsel gerichtet, glitt er dahin, das Antlitz von den Strahlen der Morgensonne übergossen.

„O, wie schön, wie erhaben ist er!“ flüsterte Mego. „Gleich einem König des Meeres zieht er dahin. Kaum daß das Ruder die Fluth berührt, und sie gehorcht ihm dennoch!“

Und sie sah hinaus und hinaus, bis Skida an der Himmelsinsel landete, und sie sah ihn den Kahn an das Ufer lüpfen und in sonnenumstrahlten Gebüschen verschwinden.

Erst wenige Schritte hatte Skida gethan, da kam ein entzückender, doch gefahrvoller Taumel über ihn, denn die Düfte, welche ihm überall entgegenströmten, begannen ihre böse Wirkung zu thun. Aber Skida's Wille war fest, und er kam zu den Bäumen, an denen die Paradiesesfrüchte hingen.

Da war kein Ungeheuer zu sehen, nur den langsamen Odemzug desselben vernahm er aus den nahen Gebüschen. Mit rascher Hand pflückte

er die schönsten Blumen und Blüthen in die Schale, von den Bäumen mehre der herrlichsten Früchte — und fort eilte er, schwanken Trittes, gegen den Kahn.

Schon war er am Rande der Himmelsinsel, als brausend und tosend der Drache daher kam, und grauenhafter Kampf erhob sich.

Zu Splittern fuhr der Speer Skida's, ihn selbst rannte das Ungethüm zu Boden, hauchte ihm wild schnaubend sein Gift entgegen und holte mit den mächtigen Krallen aus, ihm die Brust auseinander zu reißen. In dieser Zeit ersah es der Jüngling, sein Schwert zu ziehen, das bohrte er dem Drachen in's Herz, daß er er brüllend zusammenstürzte und winselnd in Strömen schwarzen Blutes verendete.

Da raffte sich Skida auf, bestieg in wirrer Siegesfreude den Kahn, stieß vom Ufer — und glaubte sich gerettet.

Aber er trug mit sich das Gift in der Brust.

Wohl flog der Kahn in Pfeileseile fort und dahin, von der Kraft des jungen Armes durch

die Fluthen geführt — doch schon bald von der Kraft der Verzweiflung. Denn Skida fühlte den nahenden Tod; noch einmal wollte er Mego sehen und sprechen, und es schien ihm versagt zu sein.

„Willkommen, nun bald mein Herr und Gebieter!" rief ihm Mego entgegen, als er wankend an das Gestade trat.

Dabei nahm sie die Schale und griff hastig nach der schönsten aller Früchte; während Skida zu ihr flehte: „Laß ab, Mego, und berühre sie nicht! Ich habe mein Wort gelöst; du aber schwöre mir, zähme dein Verlangen — wenn du mich je geliebt, schleudere Alles hinweg in die Fluthen des See's, daß du nicht mit mir in den Tod geh'st!"

„Ich dies von mir schleudern," rief Mego, „du sterben? Das sollst du nicht! Mein Zauber ist mächtiger, als der von Elan — ich will dir Kraft zum Leben verleihen. Komm in meine Arme und empfange den ersten Kuß der Liebe! Und nun sollst du mit mir von den süßen Früchten essen," fügte sie flüsternd bei, „komm', setze dich zu mir!"

Und zog ihn auf die üppigen Matten nieder.

Skida lehnte verstummend an ihrer Brust, und sie glaubte, in stillem Entzücken lausche er ihren Worten.

Aber bald zerfloß ihr Wahn, denn Todtenblässe überzog sein Antlitz.

„Du sollst, du darfst nicht sterben!“ lallte Mego. „Diese Früchte, welche den Tod bringen sollen, gewiß, sie bringen unsterbliches, erneutes Leben, nur der Himmlischen Neid hat die böse Sage verkündet. Nimm nur einen Bissen, und du bist von deiner Sorge genesen!“

Und begierig führte sie eine Frucht zu den Lippen, und eine gleiche bot sie dem bleichen Jüngling.

Der schüttelte leise das Haupt — sie aber aß in Hast von ihrer Frucht.

„Du fürchtest dich?“ rief sie urplötzlich siegreich. „Siehst du nicht, wie mir die Wangen glühen? Mir ist, als sei ich über alles Sterbliche erhaben — und hab' ich doch nichts genossen, als die Hälfte dieser herrlichen Frucht! O welche Wonne, Skida — weshalb schweigst

du? Ist es noch Furcht, oder willst du mir nicht mehr gehorchen — sieh doch, wie schön wieder diese!"

Und schwankend in Begierde vergaß sie die Sorge um den Geliebten und ließ ihn auf die grüne Matte sinken. Frucht um Frucht nahm sie und aß, der Blumen und Blüthen bezaubernden Duft sog sie auf, und in seliger Berauschung ließ sie sich auf ihren Arm darnieder.

Da war's ihr, als schwankten Bäume und Felsen und Berge und begönnen einen Reigen um sie, und eisige Kälte trat ihr an das Herz.

„Was soll das sein?" lallte sie. „Hätte ich mich doch getäuscht?!"

Einen wild wirren Blick über Froach Skida ließ sie streifen, zitternd berührte sie seine Stirne und seine Wangen, die waren kalt — zu seinem Herzen führte sie die Hand — das Herz, es schlug nicht mehr.

„Er ist todt" — rief sie mit gebrochener Stimme, „und ich trage die Schuld! Ich will ihn beweinen, in Einsamkeit will ich für ihn beten — doch nicht sterben — nein, nein,

nicht sterben — hinweg, hinweg mit diesen fluchbeladenen Blumen und Blüthen — und dieser einzigen Frucht, die noch übrig!"

Sie wollte sich aufraffen und die Schale wegschleudern. Aber sie vermochte es nicht. Heißes Verlangen und Abscheu durchglühten ihr Herz zugleich, und das heiße Verlangen siegte.

Mit zuckender Hand nahm sie die letzte Frucht und erhob sie, daß sie über ihr schwebte.

„O, wie süß, wie erfrischend muß sie sein — diese, ja diese gibt mir das Leben zurück!"

In schmerzlichem Entzücken lallte sie es, und ihre Hand senkte sich.

Aber kaum berührte die Frucht ihre Lippen, da erbebte Mego's Hand — die Frucht fiel auf die grünen Matten — und Mego sank zurück.

In letzter Kraft breitete sie ihre Arme gegen Skida. Mit dem Antlitz sank sie auf des Geliebten Brust, da seufzte sie noch einmal auf — dann schwebte die Seele von ihrem bleichen Munde.

Das ist, was sich mit Froach Skida und Mego in alten Tagen zutrug. Blumen, Blüthen und Früchte sind verschwunden. Aber was geschehen ist, ist geschehen, und was wahr ist, bleibt für immer wahr!

Viel Unheil stiftete neckisch prüfender Frauen Eigensinn.

Aber oft trifft ihn selbst die Strafe.

Wie der See der Klage entstand.

Wer die Thränen einer Jungfrau verachtet, den trifft Verderben.

In alten Tagen lebte im Thal Awe Grianan, ein mächtiger, weiser König der Hochlande.

Weit zurück zählte er seine Ahnen bis in viele Jahrhunderte, mit den Geistern, welche die Erde beherrschen, war er nahe verwandt, langes Leben war ihm verheißen, wenn er den Befehlen der Ueberirdischen treu bleibe, und viel Kostbares war ihm verliehen, so daß sich an Schätzen Niemand mit ihm messen konnte.

Das Kostbarste war ein sanfter Quell, der auf den Höhen der Berge entquoll und den Menschen im Thal zur Freude und wundersamen Labung darnieder sprang. Mit der Sonne letztem Strahl mußte aber der Born

gefesselt werden, und weil Grianan Keinem Vertrauen schenkte, stieg er selbst die Höhe hinan. Da rückte er Abends einen gewaltigen Felsen vor die Höhle — und am Morgen wälzte er ihn wieder hinweg.

Das that er Beides ohne Mühe.

Denn er wußte ein Zauberwort, durch dieses wurde der Fels in seinen Händen federleicht.

Grianan's Tochter hieß Vera.

O wie hold war sie, wenn sie dahinschritt in ihrem weißen, leise wehenden Gewande!

So wandelt die silberglimmende Staubwolke, wenn sie sich am sonnigen Bergpfad erhebt und träumerisch entlang zieht.

Und zauberisch schön war sie.

Schwarz, wie Morvens Fichtenhaine in nächtlichen Schatten, war ihr Gelocke, und tiefblau ihr Auge mit den sanft drohenden Blicken. Sie glichen den Wogen, die zum Strande rollen und in sanften Spiegeln zerrinnen.

Kennst du die Abendstille der Thäler, wenn die Höhen des Ben Nevis verglühen? Da

schaust du am Hang, daran die tausend Rosenbüsche lispeln, aus der Dämmerung empor zum Himmel, wo purpurne Düfte des Mondes mild ernstes Antlitz röthen.

So sah Vera's Antlitz.

Und was gleicht ihrer Stimme süßem Laut?

Mit Stolz sah Grianan auf seine Tochter und dachte, sie dem mächtigsten seiner Freunde zu bewahren. Davon ahnte sie nichts und sie dachte an einen Anderen.

Eines Tages hielt sie einen Strauß überaus schöner weißer Blumen in ihrer Hand, den sah sie oft und lange an.

„Wer gab dir diesen Strauß?“ fragte Grianan lächelnd und voll Arglist.

„Ronald gab ihn mir,“ entgegnete Vera.

Und in unschuldvoller Offenheit sagte sie, der Schönste und Edelste von Allen bedünke ihr Jener. Dabei glänzte ihr Auge in Wonne, feurig entquoll ihren Lippen sein Lob, und dennoch setzte sie oft ab, denn sie konnte die Fülle ihres Entzückens nicht schildern und erschöpfen.

Weisheit thronte auf Grianan's Stirne,

und des Gleichmuths selige Klarheit hatte lange nichts getrübt. Als er aber Vera's Worte vernahm, schwebte eine Wolke über sein tiefschauendes Auge, und in düsterem Sinnen stand er vor der geliebten Tochter.

„Was ist dir, mein Vater?" fragte Vera.

„Sei unbesorgt!" sprach Grianan, und seine Stirne hellte sich auf. „Deine Worte erregten mir Gram, aber ich bin thöricht gewesen und schäme mich meines Mißtrauens. Sie nennen mich weise, und du bist mein kluges Kind. Was bedarf es da mehr, als väterlicher Mahnung!"

„Ich versteh' dich nicht ganz," entgegnete Vera erröthend.

„So will ich offen zu dir sprechen," sagte Grianan. „Du liebst Ronald — oder glaubst du das nur? Wie dem sei, nie wirst du ihn dein nennen. Wohl ist er ein edler Recke, doch er zählt zu meinen Vasallen, und deine Hand gebührt einem König, keinem Diener!"

Tief betroffen stand Vera. Denn was sie nicht geträumt und gehofft, aber nach was

sie sich sehnte, ohne es zu wissen — darin hatte sie Grianan sonder Absicht belehrt.

Er ahnte nicht, was er in der Tochter Herzen aufgeregt habe, und voll Vertrauen sprach er:

„Du siehst, meine Bera, ich zürne nicht; denn offen hast du fleckenlose Schuld bekannt. Ich könnte dir befehlen, Ronald nie wieder zu sprechen, und wohl sorgen, daß er nie wieder vor dein Antlitz träte. Dazu fehlte mir nicht die väterliche Macht und nicht die des Königs. Aber nicht ich, du selbst sollst und wirst dich bezwingen! Du sollst ihn sehen, wie früher, wenn das geschehen ist, was ich wünsche. Dann wird dein Auge an ihm ohne Gefahr vorüberstreifen, weil du erkannt hast, was dir ziemt — und was nicht."

„Und was wünschest du?" fragte Bera leise erbebend.

„Ich bin alt," sagte Grianan, „und der Weg zur Quelle, die uns die Himmlischen anvertrauten, wird mir mühselig. Ich bitte dich, meine Tochter, besorge du, was ich bisher gethan, und länger nicht, als bis ich einen

Treuen gefunden habe, der mich und dich der Mühe enthebt. Also geh' du Morgens und lüpfe den Felsen hinweg. Das vermagst du wohl — denn ich vertraue dir das Zauberwort, seiner Bürde Herr zu sein — und Abends verschließe du wieder den Born!"

Grianan schwieg eine Weile, dann setzte er bei:

„Und wandelst du hinauf, so nütze deine Zeit. Bedenke, wie mächtig und groß ich sei, und du mit mir, meine Tochter, da viel hundert Vasallen unseres Auges Wink lauschen und sich auf ein einziges unserer Worte erheben. Die Einen habe ich ererbt oder bezwungen — die Anderen unterwarfen sich freiwillig, denn sie sahen in meinem Ansehen ihren Schutz. So ist der Lauf der Dinge. Wohl unterwerfen sich hunderte Vasallen einem Fürsten und seiner Tochter. Nimmer doch wird er sich ihnen Allen — noch minder Einem gleichstellen, ja unterwerfen!"

So sprach Grianan.

Schon am nächsten Tage erfüllte Bera des Vaters Befehl. Also entfesselte sie am Mor-

gen die kühlende Quelle und Abends hemmte sie ihn wieder, den silbernen Born der Berge.

Das währte einen Mond.

Ronald sah sein Glück verblühen. Sehnsuchtsvoll schritt er zu den Höhen, sah hinüber in die Ferne zu Vera und wohl erkannte er manches Mal, daß sie ihn erblicke.

Aber er sah auch, wie sie ihr Antlitz scheu abwende und gesenkten Hauptes ihre Pfade verfolge; und als er sie zum letzten Male sah, blieb sie an einem Abgrund stehen, zerpflückte einen Strauß schneeweißer Blumen, und ehe sie ihn ganz zerpflückt hatte, ließ sie ihn wehmüthig in die Tiefe fallen.

Da wußte Ronald, was das bedeute. Groß war sein Schmerz, daß er entsagen müsse; nicht für sich zitterte er, doch für Vera's Leben vor des Königs Ingrimm — und für immer entwich er aus Grianan's Landen, auf daß ihn Vera ganz vergessen möchte.

Doch sie vergaß ihn nicht, sondern sie gedachte Seiner Morgens und über Tags.

Sobald sie zur Quelle kam, ließ sie sich darnieder auf dem üppigen Moos des Felsens

nächst strahlend grünem Farrenkraut und lispelnden Büschen voll glühender Bergrosen. Da seufzte sie in leisem Weh und nahm Ronalds Blumenstrauß auf, den sie auf ihrem Busen verborgen hielt. Ach, der Strauß war dahin gewelkt — aber um so viel heißer küßten ihn ihre Purpurlippen, und der Thau ihrer Thränen glänzte auf den gestorbenen Blüthen. Sinnend und sinnend neigte sie dann ihr Haupt, das sie auf ihre lilienweiße Hand stützte. Und so träumte sie von Ronald, bis die Sonne darnieder sank, bis die Zeit da war, den Felsen vor die Quelle zu rücken, und bis sie dann in tiefen, tiefen Gedanken die Bergpfade hernieder wallte.

Als sie sich eines Abends erhob, zum Berg zu klimmen, trat ihr Grianan entgegen und fragte gütig, ob sie der Ermahnung folge?

Da nickte sie holdselig wehmüthig zu und flüsterte:

„Was bist du besorgt, mein Vater? Ist er doch fort und für immer verschwunden."

Grianan aber legte seine Rechte auf der Jungfrau Scheitel und sagte:

„Ich bin nicht besorgt, und bald wird auch deines Sinnes letztes Düster schwinden. Doch sprich, ermüdest du nicht? Ich will den Weg nicht scheuen, wie früher, denn meine Kraft ist doch nicht so erschöpft, wie ich dir sagte. Nichts bewog mich, dir die Last aufzubürden, als väterliche Sorge, damit du dich Ronald entwöhntest in Gedanken an seine Niedrigkeit und deine Hoheit!"

Als Grianan so sprach, glänzten Thränen in Vera's Augen und sie antwortete:

„Mein Vater, klug und mild hast du gehandelt, aber dennoch dein Ziel nicht erreicht — nein, du selbst hast mir meiner Wünsche Geheimniß entdeckt! Denn wie froh ich seines Anblickes war, ich dachte nie daran, Ronald zu besitzen. Deine Warnung vor ihm hat mir seinen Werth erst gezeigt, anstatt ihn zu vermindern — und die Kluft zwischen uns hat meinen Schmerz geboren, aber nicht meine Liebe vertilgt und getödtet —"

„Was hör' ich!" fiel Grianan ein.

Vera aber fuhr fort: „So oft ich an der Stelle vorübergehe, an der er mir diesen Strauß

nun welker Blumen geboten, wird mir weh im Herzen. Und vergleiche ich all' die Pracht und Hoheit, welche mich umgibt, sie ist nichts gegen einen einzigen Blick aus dem Auge Ronalds, den du ehrst und dennoch wieder verachtest!"

Und er entriß ihr den Strauß und sprach: „Heiß lieb' ich dich, doch Strenge ist mir nicht fremd, wenn sie mir Pflicht erscheint. Was sollen die Thränen auf deinen Wangen? Verwische sie und trete nimmer zu mir, eh' ich frohe Entschlossenheit in deinen Blicken lesen kann. Das bedenke auf einsamer Wanderung und fahre fort, das Heiligthum der Ewigen zu bewahren. Noch einen halben Mond geb' ich dir Frist — dann komm' und vernimm, wen ich dir zum Gemahl erkor!"

„Hab' Erbarmen!" rief Vera voll Entsetzen. „Ich will entsagen und ich habe schon entsagt — ich verbannte das Andenken an Ronald, soviel ich vermochte, vergessen will ich, wenn ich es vermag — doch opfere mich nicht Dem, den ich nicht kenne und nie lieben werde!"

Sie sank auf ihre Kniee und flehend sah sie zum König der Hochlande auf.

So schlingt sich die zarte Pflanze um den stolzen Felsen, der hoch emporragt und finsterer Stirne in die Gewitter schaut, wann sie sich an die Schroffen der Berge klammern. Verhängnißvolle Stille lauscht ringsum. Nur einmal oder wieder dröhnt es in den Lüften und flackert durch das schwarze Gewölk.

Das ist des Sturmes Beginn.

So stand, finsterer Stirne, Grianan. Wenige zürnende Worte entquollen seiner bebenden Lippe. Dann verstummte er wieder, und Vernichtung drohende Blicke entsandte sein Auge. Lange schwieg er, bis er, stolz abgewandt, sein Antlitz voll Spottes gegen die Tochter lenkte und sprach: „Es ist beschlossen, und ertränkest du in deinen eigenen Thränen! Ich verachte deine Thorheit und schäme mich deines Schmerzes. Geh hin und meide mich, wiederhole ich dir, bis du vergessen. Und willst du in der gegebenen Frist deinen Wahn nicht lassen, mir gleich — ich gab mein Wort und werde das Wort erfüllen!"

Er erhob den Arm und deutete auf den Berg, von dem der Quell darnieder floß; dann schritt er fort und auf sein Gefolge zu.

Noch einmal wandte er sich und sah zurück. Da sah er die Jungfrau auf dem Antlitz liegen; aber sein Herz empfand kein Erbarmen. Und wieder wandte er sich und schritt zum herrlichen Marmorpalast in Mitte seiner Königsstadt, und schweigend folgten ihm die Vasallen. In ihren Herzen regte sich Schrecken vor seiner Gewalt — aber der war gepaart mit Unmuth über seinen Stolz und Hochmuth. Denn Jeder von ihnen dünkte sich einer Königstochter werth, und Vera's Schmerz flößte ihren rauhen Herzen Erbarmen ein.

Lange lag Vera auf ihrem Angesicht. Dann erhob sie sich und flüsterte: „So will ich denn nicht vergessen —" und wandelte den Berg hinan.

Sinnend ruhte sie an der Quelle, bis die Zeit da war, den Felsen vor die Quelle zu rücken — das that sie — und sinnend schritt sie wieder in's Thal und zur Marmorstadt.

Also wandelte sie hinauf und darnieder, und also entfloh die Hälfte des Monds.

Nichts sprach Grianan.

Aber er hoffte sein Ziel sei erreicht, denn wie er gefodert hatte, heiter und klar bedünkte ihn die Stirne Vera's.

Doch nicht ihr Sinn hatte sich geändert, nur ihr Entschluß. Wenn sie in leise sichtbarer Wonne den Berg hinaufschritt, so gedachte sie der kommenden Träume da droben an Ronald — und spielte, wenn sie darnieder schritt, das Lächeln seliger Erinnerung um ihren Rosenmund, da war es nur so, weil ihr vorschwebte: Am Tage der Gefahr nimmt mich der Abgrund auf — ich war geliebt und liebte!

Schon glaubte sich Grianan am Ziel seiner Wünsche. Längst flogen Boten durch die Lande und fuhren über das Meer zu Mac Zela, dem König der Hebriden.

Eines Abends ritt er in die Stadt.

Ihm zur Seite ritt Grianan, und hinter ihnen auf muthigen Rossen rauschten ihre Vasallen einher. Ein herrliches Bankett war angerichtet, und wann Vera von den Höhen darnieder

stiege, sollte sie die Pracht und Freude des Gelages erblicken; zugleich an der Pforte des Palastes den Gemahl, welchen ihr Grianan bestimmt hatte — Mac Zela.

„Wird sie nicht scheu sein und in ihre Gemächer flüchten?“ fragte der König der Hebriden.

„Ich denke es nicht,“ antwortete Grianan lächelnd. Und wohlgefällig streifte sein Auge über des königlichen Freundes Gestalt.

Wild und rauh ist der Männer Sinn und unbändig und heftig ihrer Freude Gebahren. Unter lautem Jubel der Vasallen und ihrer Recken weilten die zwei Könige und theilten die Wonne derselben. Mac Zela's Brust aber glühte auf in wilder Sehnsucht nach dem Anblick der schönsten aller Jungfrauen der Thäler. Dem jauchzenden Zuruf der Genossen gab er Bescheid in Wort und Trank, aber doch oft rauschte er vom goldenen Sitze und eilte an die Marmorpforte, zu spähen, ob Vera noch nicht nahe.

Und sie kam und kam immer nicht.

Und höher aufloderte die Flamme in Mac Zela's wildem Herzen, das mächtige Trinkhorn

ließ er rastlos füllen, und rastlos ging es von Mund zu Mund. Keiner versah sich eines Argen — aber Grianan begann es zu bangen.

„Was säumt sie zu kommen?“ sagte er. „Sollte ihr Böses wiederfahren sein?!“

Er erhob sich und trat an die Pforte des Palastes. Als er hinaussah zu den Bergen, waren sie von wundersamen Wolken und wild wogenden Nebeln umflossen, und unheimliches Tosen, wie des Sturmes, traf sein Ohr.

„Hinauf, Ihr des Pfades Kundige!“ rief er. „Laßt Euere Stimme erschallen und rettet sie aus dem Orcane! Bringt sie mir heim, und wer sie in meine Arme führt, den belohne ich, wie einem König ziemt!“

Und fort und hinaus eilten Ihrer mehre — in ihr Verderben!

Am Rande der Höhle lehnte Vera. Ihr Haupt auf die Rechte gestützt, war sie in Erinnerung an Ronald versunken, ihrer Pflicht uneingedenk, die Quelle zu schließen. So lehnte sie. Wachend hatte sie sich in das Glück seines Besitzes geträumt, bis sie entschlummert war — und schlummernd träumte sie fort von

Ronald — und während ihre Träume unversieglich walteten, war auch die Quelle der Unsterblichen nicht versiegt. Vielmehr entströmte und entströmte sie rastlos, stets hastiger und gewaltiger, und unter der Höhle brauste es in früher nie benäßte Felsenbette und schoß und schäumte die Höhen darnieder.

Das fuhr Vera aus ihren Träumen.

Verzweifelt raffte sie sich auf, umfing den Felsen, ihn vor die Höhle zu lüpfen, daraus die Fluthen stürzten. Aber sie schleuderten ihn hinweg, daß er darnieder polterte, mit sich reißend, was er traf — und zerschmetterte Bäume sausten unter hohem Sprung darnieder, Felsen fuhren hinunter über Felsen, und Fluthen entstürzten über Fluthen in das nebelumhüllte Thal!

Im Ruf des Entsetzens sank Vera an der Höhle zusammen — — —

Und im Thal zu des Königs Palast stürzten geisterbleiche Schaaren. Die verkündeten Alle der Berge Krachen, der Fluthen tobenden Niedergang in reißenden Strömen, die vielhundertarmig geworden seien, und daß das Geschrei

der Verzweiflung weit auf halle rings in der Stadt des Königs.

„Ha, unseliges Schicksal?“ rief Grianan. „Vera hat ihrer Pflicht vergessen! Aber ich nicht auch? Verhöhnte ich nicht ihre Thränen, die Thränen der edelsten Jungfrau?! Wir sind des Verderbens Raub, und statt daß mich allein das Geschick erreichte, erreicht es Euch Alle mit mir!“

Sein Antlitz bedeckte er — Mac Zela, die Vasallen und ihre Recken flüchteten im Gedränge hinaus, auf stürmenden Rossen ihr Heil zu versuchen.

Doch es war vergebens.

Schon donnerten die tosenden Wasser heran, nah und ferne durch die Nacht sanken die Mauern und die Thürme, gleich finsteren Trümmern zerspaltener Welten. Und unterm Klagegeschrei flüchtender Schaaren wuchs und wuchs die Fluth, untergrub, stürzte nieder und verschlang, was sie erreichte, und leckt' und gischte am Fuße des Hügels bis zum Marmorpalast des Königs. D'ran stiegen sie tosend empor, rüttelnd an den stolzen Thürmen, hinauftobend

gegen die Zinnen und zu den Grundfesten hinunter bohrend, bis die Erde barst — und und der Palast versank — — —

Als der Morgen anbrach, klommen die Bewohner des Landes rings auf den Berg, von dem noch gestern die sanfte Quelle geflossen.

Da fanden sie Vera entseelt — und als sie zur Quelle und von ihr in das Thal hinabsahen, war der segensreiche Quell versiegt, im Thale aber lagen die tiefen Wasser ausgegossen, welche die stolze Marmorstadt bedeckten, die stolzen zwei Könige und alle Andren.

Und sie erkannten das rächende Geschick, das grausame, und laute Klage floß von ihren Lippen um Vera.

Am Ufer fand sie ihr Grab.

Das wurde in alten Tagen zur Zeit des Lenzes von den Jungfrauen der Thäler ringsum besucht, viel tausend Blumen fielen darauf und mit den Wassern des See's wurde es benetzt.

So auch das Grab Ronalds.

Er war wiedergekehrt und Gram beugte seine männliche Seele, bis sie erlag.

An Vera's Seite ruhte er, der letzte Recke von Awe.

Was suchst du, sinnender Wanderer der Hochlande? Die Gräber Ronalds und der Königstochter Vera?

Längst sind sie verkommen und verwischt und holder Wahn nur deutet auf ihre Stätte.

Wo immer sie seien, vergiß nicht: Wer die Thränen einer Jungfrau verachtet, den trifft Verderben — und vergiß nicht — den tiefen Sinn des Weltgeschickes!

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.





